Echte und wahrhafte

Feen-Mährchen.

Neu bearbeitet.

Zweites Bändchen.

Stuttgart,
Franz Heinrich Köhler.

1839.

STADTBIBLIOTHEK * AUGSBURG

1.

Die weiße Katze.

Es war einmal ein König, welcher drei schöne und muthige Prinzen hatte, von denen es jedoch hieß, sie suchten sich Anhänger zu werben, um das Königreich an sich zu ziehen. Der König war zwar alt, aber seine Lebensgeister waren noch munter, und sein Verstand noch ungeschwächt; auch hatte er noch gar keine Lust, den Thron zu verlassen. Die Absichten seiner Söhne waren ihm indeß nicht unbekannt; und er glaubte, das beste Mittel, sein Leben in Ruhe zu endigen, würde seyn, sie mit leeren Versprechungen hinzuhalten.

Er ließ sie also eines Tages in sein Zimmer kommen und nachdem er sich sehr gnädig mit ihnen unterhalten hatte, sagte er: Ihr werdet selbst sehen, meine lieben Kinder, daß mir mein hohes Alter nicht mehr erlaubt, die Angelegenheiten des Staats mit dem Eifer und der Thätigkeit zu verwalten, die ich ehemals hatte, und ich glaube, ich werde besser thun, meine Krone einem von euch aufzusetzen. Indessen ist es billig, daß ihr euch für dieß Geschenk dankbar gegen mich bezeigt und mir meine Zurückgezogenheit aus dem Geräusche der Welt

angenehm zu machen sucht. Ich glaube, daß mir ein geschickter und treuer Hund gute Gesellschaft leisten würde. Meine Absicht ist deßhalb die, denjenigen von euch zum Thronerben zu erklären, der mir den schönsten kleinen Hund bringt. Die jungen Prinzen hörten diesen Vorschlag mit Vergnügen, und der älteste wagte es nicht, Vorstellungen dagegen zu thun. Sie verabschiedeten sich also von dem Könige, der sie mit Geld und Edelsteinen versah, und ihnen befahl, sich nach Verlauf eines Jahres zu der nemlichen Stunde und an dem nemlichen Tage mit ihren Hunden bei ihm einzufinden.

Ehe sie abreisten, versprachen sich die drei Brüder nach Verlauf des Jahres in einem Schlosse zusammenzukommen, welches eine Stunde von der Stadt lag, und von wo aus sie ihre Reise antraten. Sie machten sich hierauf ganz allein auf den Weg, der eine dahin, der andere dorthin, unter veränderten Namen.

Wir wollen nur bei den Abenteuern des jüngsten Prinzen verweilen. Dieser war schön, groß, wohlgebaut, munter, voll Witz und Laune und in allen Leibesübungen geschickt. Er hatte eine angenehme Stimme, spielte die Laute, Guitarre, Flöte, Pianoforte und Violine mit eben so viel Anstand als Vollkommenheit. Er zeichnete und malte; sprach vierundzwanzig Sprachen, und besaß Gegenwart des Geistes und Muth; mit einem Worte, er war ein vollkommener Mann.

Kein Tag verging, an dem er nicht einen Hund kaufte. Wenn er glaubte, einen recht schönen zu haben, so fand er bald einen noch schönern. So reiste er eine geraume Zeit die Kreuz und Queere herum, als er eines Tags gegen Einbruch der Nacht in einem Walde von einem Ungewitter überrascht wurde.

Da er weder Weg noch Steg mehr sah, so blieb ihm nichts übrig, als auf Geradewohl durch die Büsche durchzubrechen. Er war schon ziemlich lange gegangen, als er ein Licht in der Ferne schimmern sah. Er ging darauf los, und kam an das Thor eines Schlosses, das mit Karfunkel gedeckt war, und ein helles und blendendes Licht auf die ganze Gegend warf. Die Mauern waren von durchsichtigem Porzelan, mit den schönsten Gemälden geziert, welche die Begebenheiten der Feen darstellten. Der Prinz hatte keine Lust, sich lange mit Betrachtung dieser Wunder aufzuhalten; denn der Regen hatte ihn bis auf die Haut durchnäßt, und er sehnte sich nach einem Obdache, wo er vor dem Ungewitter Schutz finden könnte. Er sah an dem Thore einen Rehfuß, der an einer diamantnen Kette hing; hieran zog er, und hörte den Klang einer silbernen Schelle, die mit dem Rehfuße zusammenhing. In dem Augenblicke öffnete sich das Thor. Ein Dutzend Hände erschienen in der Luft, davon jede eine Fackel hielt. Dieses Schauspiel setzte den Prinzen in Erstaunen. Er bedachte sich einen Augenblick, ob er hineingehen sollte, als ihn andere Hände mit Gewalt hineinstießen. Er ging nun auf gut Glück weiter, und kam bald in ein Vorhaus, das mit Porphir und Lapis-Lazuli bekleidet war. Hier hörte er zwei schmelzende Stimmen, welche folgende Worte sangen:

Der Zauber, der, o Prinz, mit Staunen dich erfüllt,
Droht keinem Heldenherz Gefahr;
Doch hüte dich vor einem Augenpaar,
In welchem sich der Liebes-Gott verhüllt.

Wenn es weiter nichts ist, dachte der Prinz und folgte nun unbesorgt den sanften Stößen, die er von Zeit zu Zeit von den schwebenden Händen in den Rücken bekam. Diese trieben ihn zunächst an ein großes Portal von

Korallen, das sich bei seiner Annäherung sogleich öffnete, und in einen Saal führte, der mit Perlenmutter bekleidet war. Weiter ging es durch mehrere Zimmer, die alle mit den herrlichsten Gemälden ausgeschmückt waren. Der Prinz glaubte bezaubert zu seyn. Unzählige Lichter bedeckten die Wände und das Gewölbe der Säle, und verbreiteten einen Glanz, der den der Sonne übertraf.

Sechzig Zimmer war der Prinz durchwandert, als die Hände ihn aufhielten. Er sah umher, und erblickte einen Lehnstuhl, der sich von selbst dem Kamin näherte, so wie sich in dem Kamine das Feuer von selbst anzündete. Eine Menge kleine weiße und niedliche Hände waren nun beschäftigt, den Prinzen auszukleiden, denn er war, wie gesagt, durch und durch naß. Man brachte ihm ein feines Spitzenhemd, einen seidenen Schlafrock, mit Figuren von kleinen Smaragden gestickt. Eine Toilette wurde vor ihn gerückt, und die Hände kämmten ihn mit einer Leichtigkeit und Geschicklichkeit, von der man keine Vorstellung hat. Als man damit fertig war, erschien ein anderer kostbarer Anzug, den man ihm anlegte; und in kurzem war er vollkommen gekleidet und so schön wie ein Adonis.

Nun ging die Reise weiter. Die Hände führten ihn in einen kostbaren Saal, der auf das prachtvollste decorirt und möblirt war. An allen Wänden sah man die Begebenheiten der berühmtesten Katzen, welche jemals in der Geschichte aufgetretrn sind; Rodillardus, auf Angeben der Ratten an den Beinen aufgehängt; die gestiefelte Katze des Marquis von Carabas; die Katze, welche zur Frau wird; und der Zauberer, welcher zur Katze wird; alles auf das schönste und natürlichste abgebildet.

In diesem Saale stand eine Tafel mit zwei Couverts, einem Büffet mit den schönsten Gefäßen von Bergcrystall aufgeputzt, und außerdem noch eine Menge goldne und silberne Becher und Vasen. Er war kaum hineingetreten, als ein ganzer Zug Katzen erschien, und seinen Platz auf dem Orchester nahm. Sie legten Noten auf, und fingen eine Musik an, über die sich der Prinz beinahe todt lachte. Etwas possirlicheres als ihre Grimassen konnte man unmöglich sehen, so wie auch wohl unmöglich eine abscheulichere Musik gehört werden kann.

Der Prinz war ganz mit Betrachtung aller der Wunder beschäftigt, als eine Figur hereintrat, die nicht größer als eine Elle war. Diese Puppe war in einen langen schwarzen Schleier eingehüllt. Zwei Katzen führten sie. Sie waren ebenfalls in Trauer und schwarzen Mänteln. Ihnen folgte ein ansehnlicher Zug von Katzen, die zum Theil Ratten- und Mäuse-Fallen trugen.

Der Prinz wußte nicht, was er von diesem sonderbaren Aufzuge denken sollte, als die Hauptperson sich ihm näherte, den Schleier aufhob und ihm das niedlichste Katzen-Gesichtchen zeigte, das jemals mit grünen Augen geboren worden ist. Sie war ganz weiß, und dem Anscheine nach noch sehr jung; aber in ihren Mienen war ein unverkennbarer Zug von Melancholie. Sie fing an zu miauen, und ihre Töne waren so rührend, so einschmeichelnd, daß sie gerade zum Herzen gingen. Sey mir gegrüßt, Königssohn, sagte sie zu ihm, ich sehe dich mit Vergnügen bei mir. — Sie sind sehr gnädig, Madam, antwortete der Prinz, mich auf diese Art aufzunehmen. Sie scheinen mir gar keine Katze von gewöhnlichem Schlage. Das Talent zu sprechen, mit welchem Sie begabt sind, und das herrliche Schloß, das Sie bewohnen, spricht für ihre außerordentliche Geburt. — Du bist ein

Schmeichler, antwortete die Katze. Ich bin nicht gewohnt, mir Complimente sagen zu lassen oder sie zu erwiedern; ich liebe Einfachheit und Herzlichkeit. — Man lasse auftragen, fuhr sie fort, und die Musik soll aufhören; der Prinz versteht doch nicht, was gesungen wird. — Gesungen? fragte der Prinz ganz erstaunt. — Allerdings, antwortete die Katze. Wir haben hier Dichter von vielem Geist, und wenn Sie länger bei uns bleiben, so werden Sie selbst Gelegenheit finden, sich von der Wahrheit zu überzeugen.

Man trug das Essen auf und unsichtbare Hände bedienten. Zuerst erschienen zwei Pasteten, die eine von Tauben, die andere von Mäusen. Bei diesem Anblicke verging dem Prinzen aller Appetit. Sie dürfen sich nicht scheuen, von dieser Tauben-Pastete zu genießen, sagte die Katze. Ihre Küche ist ganz apart.

Der Prinz ließ sich dieß nicht zweimal sagen. Er bemerkte, daß wenn sie ihre kleinen Pfötchen auf den Tisch brachte, sie ein Porträt an einem derselben trug; dieß wunderte ihn, und da er vollends sah, daß es nicht das Porträt eines Katers, sondern eines schönen jungen Mannes war, so wunderte ihn das noch weit mehr. Aber das allersonderbarste war, daß ihm dieß Bildniß glich. Die Sache kam ihm außerordentlich vor; da er indeß bemerkte, daß die Katze tiefsinnig wurde und einigemal ganz vernehmlich seufzte, so wagte er es nicht, weiter nachzuforschen. Er unterhielt sie vielmehr von allen möglichen Neuigkeiten, die er wußte, und fand, daß sie mit allen Weltbegebenheiten sehr genau bekannt war.

Nach der Tafel bat die weiße Katze ihren Gast, sich sich mit ihr in einen Saal zu begeben, wo er ein Theater fand, auf welchem ein Dutzend Katzen und Affen ein Ballet tanzten. Einige von ihnen trugen maurische,

andere chinesische Kleidung, alle aber machten die wunderlichsten Sprünge, mit einem sichtbaren Bestreben, ihre Gebieterin aufzuheitern. Als auch dieß vorbei war, wünschte die weiße Katze dem Prinzen gute Nacht, und die schönen Hände führten ihn fort, in ein Apartement, welches dem ersten gerade gegenüber lag. Es war nicht so prächtig, aber sehr elegant. Die Tapeten bestanden aus Schmetterlingsflügeln, welche die niedlichsten Figuren bildeten. Die Betten waren von Flor mit schönen Bändern geschmückt und große Spiegel hingen ihnen gegenüber, in denen man sich vom Kopf bis auf die Füße besehen konnte.

Der Prinz legte sich nieder, ohne ein Wort zu reden, denn mit den Händen, die ihn bedienten, war wenig anzufangen. Man ließ ihn nicht lange schlafen. Ein dumpfes Geräusch weckte ihn auf, und als er die Augen öffnete, hoben ihn die Hände aus dem Bette und zogen ihm ein Jagdkleid an. Nun sah er zum Fenster hinaus auf den Schloßhof, wo er eine Menge Katzen erblickte, welche zum Theil ins Horn stießen, zum Theil Jagdhunde an der Leine führten. Die weiße Katze wollte auf die Jagd gehen und den Prinzen zur Gesellschaft haben. Man präsentirte ihm ein hölzernes Pferd, das mit unglaublicher Schnelligkeit lief. Er machte zwar einige Umstände, es zu besteigen, aber es half nichts; er wurde hinaufgehoben. Die weiße Katze ritt einen schönen Affen von ungemeiner Größe. Für heute hatte sie ihren Schleier abgelegt und einen Hut aufgesetzt, der ihr ein sehr entschlossenes Ansehen gab. Die Jagd fiel reichlich aus; die Katzen fingen die Hasen mit einer Geschicklichkeit, die ihres gleichen suchte; und selbst die Vögel waren nicht sicher vor ihnen. Der Affe trug die weiße Katze bis hinauf zu den Nestern der Adler, die sie ausnahm. Die andern

Katzen machten es ebenso. Der Prinz hatte sich nicht leicht auf einer Jagdparthie so vergnügt.

Als sie zu Ende war, nahm die weiße Katze ein kleines Waldhorn und stieß hinein. Es gab einen durchdringenden Schall, den man auf zehn Stunden im Umkreise hörte. Die Wirkung davon zeigte sich bald. Alle Katzen aus dem ganzen Lande eilten herbei; einige kamen auf Wagen durch die Luft, andere auf kleinen Barken zu Wasser. Sie waren alle verschieden gekleidet und machten der weißen Katze ihre Verbeugung. Diese kehrte mit der ganzen ansehnlichen Gesellschaft nach ihrem Schlosse zurück und bat den Prinzen, mit ihr umzukehren.

So wie sie in ihr Zimmer trat, hing man ihr den schwarzen Schleier wieder um. Sie speiste mit dem Prinzen, und dieser vergaß in ihrer Gesellschaft den Zweck seiner Reise so ganz und gar, daß er kein größer Vergnügen kannte, als der weißen Katze Gesellschaft zu leisten. Alle Tage waren neue Feten. Aber nichts ergötzte ihn so sehr, als die Unterhaltung seiner Wirthin, mit der er zu ganzen Tagen plauderte. Ach! sagte er bisweilen, wie werde ich mich entschließen können, Sie zu verlassen? Ich liebe Sie so zärtlich. Sie haben mir so angenehme Tage verschafft. O! daß ich Sie zum Weibe hätte, oder ich zur Katze würde, um mein ganzes Leben mit Ihnen zuzubringen. — Auf diese Reden antwortete sie nie anders, als in dunkeln Ausdrücken, deren Sinn er nie ganz begriff.

Ein Jahr vergeht geschwinde, wenn man weder Kummer noch Sorgen hat, und sich so gut amüsirt. Die weiße Katze wußte den Termin, wenn er zurückkehren sollte, und da er selbst nicht daran dachte, sie ihn daran erinnerte. Weißt Du wohl, sagte sie eines Tages, daß Du nur noch drei Tage übrig hast, um den Hund

zu suchen, den Dein Vater zu haben wünscht? Weißt Du auch, daß Deine Brüder sehr schöne Hunde gefunden haben? — Bei diesen Worten kam der Prinz wieder zu sich selbst. Mein Gott, sagte er, wie ist es möglich, daß ich eine Sache habe vergessen können, die mir so unendlich wichtig ist! Mein Glück und meine Ehre hängen davon ab. Wo soll ich nun einen solchen Hund herbekommen? und wo soll ich ein Pferd hernehmen, das einen so weiten Weg in drei Tagen zurücklegt?

Ich will mich Deiner annehmen, sagte die Katze. Du kannst noch einen ganzen Tag hier bleiben, und das hölzerne Pferd wird Dich doch zu rechter Zeit an Ort und Stelle bringen. — Das ist recht gut, antwortete der Prinz; aber was hilft es mir, wenn ich mit leeren Händen ankomme? — Auch dafür habe ich gesorgt, versetzte jene. In dieser Eichel steckt ein so niedlicher Hund, daß Deine Brüder schwerlich einen ähnlichen aufzeigen werden. — Sie scherzen, erwiederte der Prinz. — Ich scherze nicht, war die Antwort; halte nur die Eichel ans Ohr, und Du wirst ihn bellen hören. — Der Prinz hielt die Eichel ans Ohr und der Hund bellte. Er wollte die Eichel öffnen; aber die Katze hielt ihn zurück. Erwarte die Zeit, sagte sie, bis Du zu Deinem Vater kömmst. Das Hündchen könnte sich unterwegs erkälten.

Die Zeit des Abschieds kam herbei. Er war von beiden Seiten sehr zärtlich, und die arme Katze war sehr betrübt. Der Prinz dankte ihr für die Güte, mit der sie ihn bewirthet hatte. Ich versichere Sie, sagte er, daß mir die Zeit nie schneller, als in Ihrer Gesellschaft vergangen ist. Es thut mir Leid, Sie hier zurücklassen zu müssen; und gleichwohl wage ich es nicht, Sie zu bitten, dieses Schloß zu verlassen, in welchem Sie als Königin herrschen, und wo Sie freilich mehr Unterhaltung finden,

als ich Ihnen in irgend einer Gegend der Welt versprechen könnte. — Die Katze antwortete auf diesen Vorschlag mit einem tiefen Seufzer.

Der Prinz reiste ab und war der erste von den Brüdern, der auf dem bestimmten Schlosse ankam. Die andern kamen kurz darauf auch, und wunderten sich nicht wenig, ein hölzernes Pferd auf dem Hofe zu finden, das an Leichtigkeit und Geschicklichkeit dem besten Schulpferde nichts nachgab.

Die drei Brüder umarmten sich mit großer Zärtlichkeit und erzählten sich die Abenteuer, die ihnen unterwegs aufgestoßen waren; aber der jüngste verhehlte die Wahrheit und zeigte ihnen einen häßlichen Hund, den man zum Bratenwender brauchte, indem er versicherte, er habe keinen niedlichern Hund auftreiben können. Die beiden ältern Brüder empfanden eine heimliche Freude über seine schlechte Wahl, durch die sie sich eines Theils ihrer Furcht entledigt sahen.

Den andern Tag reisten sie zusammen in einem Wagen ab, und kamen bald in dem Palaste ihres Vaters an, wo alles sie umringte, um sich über ihre Ankunft zu freuen. Sie traten in das Zimmer des Königs. Die beiden ältestɩn zeigten ihm ihre Hunde, und diese waren beide so klein und niedlich, daß er nicht wußte, für welchen er sich entscheiden sollte. Der jüngste half ihm aus dieser Verlegenheit. Er zog die Eichel aus der Tasche, die ihm die weiße Katze gegeben hatte, öffnete sie schnell und ließ ein Hündchen heraus, das ohne Mühe durch einen Ring ging. Dann setzte er ihn auf die Erde, wo er ein Menuet tanzte. Er hatte alle mögliche Farben; sein Haar und seine Ohren hingen bis auf die Erde. Der König war betroffen, denn es war unmöglich, etwas an diesem niedlichen Geschöpfe auszusetzen. Gleichwohl

hatte er noch keine Lust, sich von seiner Krone zu trennen, die ihm lieber war, als alle Hunde auf der Welt.

Er dankte daher seinen Söhnen für die Mühe, die sie sich seinetwegen gegeben hätten, und setzte hinzu, da ihnen das erstemal ihre Nachforschungen so gut gelungen wären, so wünschte er ihre Geschicklichkeit noch einmal auf die Probe zu stellen, ehe er sein Wort hielte. Er trug ihnen also auf, in Zeit eines Jahres ein Stück feine Leinwand zu suchen, die durch das Oehr einer englischen Nähnadel ginge. Die beiden ältesten Prinzen waren dieß ganz wohl zufrieden, da sie ohnehin von ihrem jüngern Bruder besiegt waren, und dieser mußte auch einwilligen. Sie reisten also wieder ab, ohne so zärtlichen Abschied von einander zu nehmen, als das erstemal; denn der Scherz mit dem Bratenwender hatte ihrer Freundschaft einen kleinen Stoß gegeben.

Unser Prinz bestieg seinen hölzernen Gaul und kehrte, im festen Vertrauen auf den Beistand der weißen Katze, geraden Wegs nach ihrem Schlosse zurück. Alle Thore standen offen; das Dach, die Fenster, die Thüren, alles war auf das schönste erleuchtet. Die luftigen Hände erschienen wieder, ergriffen das hölzerne Pferd beim Zaume und führten es in den Stall, während der Prinz sich in das Zimmer der weißen Katze begab.

Sie lag in einem Körbchen auf einem Kissen von weißem Atlas, und schien etwas niedergeschlagen und matt zu seyn. Kaum aber erblickte sie den Prinzen, als sie aufsprang, ihm entgegen ging und ihm ihre Freude über seine Rückkehr bezeugte. Ich muß Dir gestehen, sagte sie unter anderm, daß ich es kaum wagte, Deine Rückkehr zu hoffen, so viel Ursache ich auch dazu haben mochte. Ich bin immer in meinen Wünschen so unglücklich gewesen, daß es mich überrascht, diesen erfüllt zu sehen.

Der Prinz erzählte ihr nun den Ausgang seiner Reise und den neuen Auftrag seines Vaters, dessen Erfüllung er für unmöglich halten würde, wenn er nicht auf ihre Freundschaft und ihren Beistand rechnete. — Die weiße Katze antwortete mit großer Ernsthaftigkeit, daß sie daran denken wollte, seinen Wunsch zu befriedigen; wenigstens, sagte sie, wird es schwer halten, solche Leinwand, wie Dein Vater verlangt, irgendwo anders als in meinem Schlosse aufzutreiben. Ich habe Katzen, welche sehr fein spinnen, und ich werde im Nothfall selbst Hand anlegen. Du brauchst also nicht weiter zu gehen, sondern Du kannst hier mit der größten Ruhe den Ablauf des Jahres erwarten.

Dieses Jahr verstrich, wie das vorhergehende. Der Prinz hatte alles, was er wünschte, und die Unterhaltung mit der Katze war unerschöpflich. Endlich erschien die Zeit der Abreise. Die weiße Katze, auf alles aufmerksam, was den Prinzen betraf, erinnerte ihn selbst, daß es Zeit wäre, sich auf den Weg zu machen, und daß ein Stück Leinwand bereit läge, welches die erforderlichen Eigenschaften besäße. Sie sagte ihm auch, daß sie diesesmal für eine bessere Equipage gesorgt habe. Bei diesen Worten führte sie ihn an ein Fenster, das in den Hof ging, und zeigte ihm einen schönen offenen Wagen, der auf das schönste lackirt war, und in den Strahlen der Sonne funkelte. Zwölf Pferde, weiß wie der Schnee, mit dem prächtigsten Geschirr bedeckt, zogen ihn. Außerdem standen hundert achtspännige Wagen bereit, welche das Gefolge des Prinzen einnehmen sollten; und tausend Gardisten erwarteten den Befehl zum Aufbruch. Alle waren auf das reichste gekleidet; das sonderbarste dabei war aber, daß man überall, in den Devisen, auf der

Stickerei, an dem Pferdezeug, das Bildniß der weißen Katze erblickte.

Zeige Dich in dieser Pracht an dem Hofe Deines Vaters, sagte sie, damit er Dir nicht länger die Krone versage, die Du so sehr verdienst. Nimm diese Nuß; in ihr ist die verlangte Leinwand enthalten; aber öffne sie nicht eher, als bis Du vor dem Könige erscheinst. Der Prinz dankte ihr auf das verbindlichste; er bezeigte ihr seinen Kummer über seine Abreise, und versicherte sie, daß er ihren Umgang allen Kronen der Erde vorzöge. Mit Einem Worte: der Abschied war noch weit zärtlicher und rührender, als das erstemal.

Der Prinz legte den weiten Weg bis zu seinem Vater in kurzer Zeit zurück; denn diese neue Equipage gab an Schnelligkeit dem hölzernen Pferde nichts nach. Die beiden ältern Brüder waren schon angekommen und hatten schon ihre Leinwand aufgezeigt, die in der That so fein war, daß sie durch ein großes Nadelöhr ging. Aber der König hatte mehr verlangt. Die Nadel, welche er ihnen bei der Abreise vorgezeigt hatte, war viel kleiner; und da der Versuch mit dieser durchaus nicht angestellt werden konnte, so hatte ihr Vater einen guten Vorwand, die Erfüllung seines Versprechens aufzuschieben.

Die Prinzen und ihre Anhänger waren voll Unmuths über die Ausflucht des Königs, und es waren schon einige unangenehme Auftritte vorgekommen, als der jüngste Prinz mit seinem prächtigen Gefolge erschien. Er begab sich sogleich zu seinem Vater, grüßte ihn auf das ehrerbietigste, umarmte seine Brüder und zog die Nuß heraus. Er zerbrach sie und glaubte hier die versprochene Leinwand zu finden, aber statt dessen fand er eine Haselnuß; auch diese zerbrach er, und ein Kirschkern fiel ihm in die Hände. Jedermann sah sich an und der König lächelte

über die Leichtgläubigkeit seines Sohnes. Dieser verlor den Muth noch nicht. Er zerbrach den Kirschkern, und in ihm lag, was in allen Kirschkernen liegt. Jetzt erhob sich ein großes Geräusch im Saale; die meisten lachten und gaben die Sache des Prinzen verloren. Der Prinz antwortete keine Sylbe, suchte weiter und fand ein Gerstenkorn und in diesem ein Hirsenkorn. Jetzt ging ihm selbst die Geduld aus. Du hast mich betrogen, murmelte er; und in dem Augenblick fühlte er eine Katzenpfote auf seiner Hand, die ihn bis auf's Blut kratzte. Nun öffnete er auch das Hirsenkorn, und wie groß war das Erstaunen der ganzen Versammlung, als er ein Stück Leinwand von vierhundert Ellen herauszog, auf welchem alle Thiere, Vögel und Insekten, alle Pflanzen und Muscheln, Sonne, Mond und Sterne, alle Könige und Fürsten mit ihrer ganzen Familie abgebildet waren. Als der König diese wundervolle Leinwand sah, ward er eben so blaß, als sein Sohn während dem Suchen roth geworden war. Man holte die Nadel, und das ganze Stück ging ohne Anstoß durch. Alles war voll Bewunderung und Erstaunen; und so verdrießlich auch dem Könige und den ältern Prinzen der Anblick dieser Leinwand war, so konnten sie sich dennoch nicht enthalten, von Zeit zu Zeit auszurufen, daß alle Wunder der Welt diesem nicht gleich kämen.

Der König stieß einen tiefen Seufzer aus, wendete sich zu seinen Söhnen und sagte: Meine Söhne, nichts kann mir in meinem hohen Alter zu größerem Troste gereichen, als Euer Gehorsam und Eure Ergebenheit gegen mich. Ich wünsche daher, daß ihr euch noch einer, und zwar der letzten Probe unterwerfen möget. Geht, reiset noch ein Jahr, und wer nach Verlauf desselben das schönste Mädchen nach Hause bringt, soll sie heirathen

und an seinem Hochzeittage meine Krone empfangen. Ich schwöre euch, die Erfüllung meines Versprechens dann nicht länger aufzuschieben.

Die beiden ältern Brüder hatten gegen diesen Vorschlag nichts einzuwenden; nur der jüngste hatte Ursache, über die Ungerechtigkeit seines Vaters Klage zu führen. Aber dem ungeachtet stieg er ohne Verzug in seinen Wagen und kehrte zu seiner geliebten Katze zurück.

Diese hatte den Augenblick seiner Rückkehr gewußt und alles im Hause darauf zugerichtet. Sie selbst saß auf einem Balkon unter einem goldnen Zelte und sah ihm entgegen. Er zögerte keinen Augenblick, sich ihr vorzustellen. Nun, sagte sie zu ihm, du kömmst also auch dießmal ohne Krone zurück? — Ach, antwortete er, Sie haben mich nun zweimal in den Stand gesetzt, darauf Anspruch zu machen; aber es scheint, daß es meinem Vater mehr Kummer macht, sich von seiner Krone zu trennen, als es mir Freude machen würde, sie zu besitzen. — Laß Dich das nicht kümmern, antwortete sie. Ich will Dir auch das nächstemal dienen und für ein schönes Mädchen sorgen, das ganz sicher den Preis gewinnen soll. Sey indessen unbesorgt; bleibe dieses Jahr noch bei uns und genieße Dein Leben in dem Schooße der Ruhe und Zufriedenheit.

Der Prinz wünschte nichts Besseres, und dieß Jahr verstrich wiederum, wie das vorhergehende, eben so angenehm, eben so schnell. In der Bewunderung über den Verstand und die Kenntnisse seiner Wirthin konnte er sich bisweilen nicht enthalten, neugierige Fragen zu thun. Er bat sie, ihm zu sagen, ob sie vielleicht eine Fee wäre, oder ob sie durch die Gewalt des Zaubers in eine Katze verwandelt worden; aber niemals gab sie bestimmte Antworten auf diese Fragen; und da sie diese Art von Ge=

sprächen immer plötzlich abzubrechen pflegte, so schloß er hieraus, daß sie keine Lust habe, ihm ihr Geheimniß anzuvertrauen.

Nach Ablauf des Jahres erinnerte die Katze den Prinzen wiederum, daß es Zeit sey, an den Hof seines Vaters zurückzukehren. Es wird nur von dir abhängen, sagte sie, eine der schönsten Prinzessinnen mit dir zu nehmen. Die Zeit ist endlich gekommen, wo der Zauber der Feen zerstört werden kann, wenn du dich entschließest, mir Kopf und Schwanz abzuhauen, und beides auf der Stelle ins Feuer zu werfen. — Der Prinz zitterte bei diesem Vorschlag. Wie? sagte er, ich sollte so grausam seyn, dich zu tödten, dich meine einzige Freundin; dich, die Freude und das Glück meines Lebens? Ganz gewiß willst du mein Herz auf die Probe stellen, um zu versuchen, ob ich des schändlichsten Undanks fähig bin. — Nein, nein, antwortete sie, ich kenne dein Herz und weiß, daß es frei von allem Undanke ist. Ich kenne deine Verdienste; aber weder du noch ich können den Willen des Schicksals hemmen. Thue, was ich wünsche, und wir werden glücklich seyn; du wirst sehen, daß ich deine wahre Freundin bin.

Dem Prinzen traten die Thränen in die Augen. Schon der Gedanke, seine geliebte Katze zu tödten, war ihm unerträglich, er that alles, um sie davon abzubringen. Sie aber war unerbittlich. Sie stellte ihm vor, daß ihr Glück, daß sein Glück einzig und allein von dieser Handlung abhing. Endlich entschloß sich der Prinz. Mit zitternder Hand verrichtete er die Operation, und in dem Augenblick stand ein reizendes Mädchen vor ihm, von dem schönsten Wuchse, den edelsten Mienen und den sanftesten Augen. Aus jedem ihrer Züge, aus allen ihren Bewegungen leuchtete Geist und Herzensgüte hervor, die der

Prinz so oft an ihr unter der Gestalt der Katze bewundert hatte. Er war wie bezaubert, und nicht im Stande, die Fülle seines Entzückens und seiner Bewunderung durch Worte an den Tag zu legen. Sein Erstaunen ward noch vermehrt, als er eine große Menge Herren und Damen in das Zimmer treten sah, von denen jedes ein Katzenfell auf der Schulter trug. Alle näherten sich ihrer Königin mit ehrfurchtsvollen Geberden, und wünschten ihr zu ihrer Verwandlung Glück. Sie empfing sie mit allen Zeichen der Güte und Theilnahme. Hierauf entließ sie die Gesellschaft und blieb mit dem Prinzen allein.

Glauben Sie nicht etwa, liebster Prinz, sagte sie zu ihm, daß ich Zeit meines Lebens die Gestalt gehabt habe, von der Sie mich vor wenig Augenblicken befreit haben. Mein Vater war König von sieben Reichen. Er liebte meine Mutter auf das Zärtlichste und ließ ihr die vollkommenste Freiheit in allen ihren Handlungen. Ihre herrschende Neigung war, zu reisen. Einst fiel ihr ein, einen Berg zu besehen, von dem man ihr die sonderbarsten Dinge erzählt hatte. Sie machte sich also auf den Weg, und unterwegs erfuhr sie, daß sich in der Nähe ein wunderschönes Feenschloß befände, in welches Niemand hineingehen dürfte; und daß bei demselben ein Garten läge, in dem die schönsten und wohlschmeckendsten Früchte gezogen würden.

Nun bekam meine Mutter eine so heftige Lust zu diesen Früchten, daß sie von ihrem Wege nach dem Feenschlosse ablenkte. Sie kam an das Thor dieses unvergleichlichen Palastes, der auf allen Seiten von Gold und Azur glänzte; aber sie klopfte vergebens an. Niemand erschien, das ganze Haus war wie ausgestorben. Diese Schwierigkeiten vermehrten ihre Begierde noch mehr

Sie befahl Leitern zu holen, um über die Mauern in den Garten zu steigen; aber diese Mauern wurden zusehends höher, und wiewohl man eine Leiter an die andre band und ein halbes Dutzend Menschen dabei die Hälse brachen, so war es doch unmöglich, zum Zwecke zu gelangen.

Die Königin war vor Verdruß außer sich. Sie sah die herrlichsten Bäume mit den schönsten Früchten über die Mauer hervorragen; ihre Begierde wuchs mit jedem Augenblick, und gleichwohl war sie nicht im Stande, sie zu befriedigen. Sie ließ Zelte vor dem Schlosse aufschlagen, und blieb sechs Wochen mit ihrem ganzen Hofstaate hier. Sie verlor Schlaf und Appetit; sie seufzte ohn' Unterlaß; sie sprach von nichts als von den Früchten des unzugänglichen Gartens. Endlich wurde sie tödtlich krank, ohne daß ihr Jemand helfen konnte.

Als sie einstmals während dieser Krankheit des Nachts aufwachte, sah sie eine kleine, häßliche, abgelebte Frau ihr zum Haupte auf einem Lehnstuhle sitzen, die zu ihr sagte: du bist sehr unbescheiden, Königin, mit solcher Hartnäckigkeit eine Wohlthat von uns zu fordern. Weil indeß dein kostbares Leben dabei auf dem Spiele steht, so bin ich und meine Schwestern zufrieden, daß du so viel von diesen Früchten bekömmst, als du fortbringen kannst; vorausgesetzt, daß du uns ein angemessenes Geschenk dafür machst. – Ach! meine gute Mutter, rief die Königin, ich gebe Euch mein Königreich, meine Seele, mein Leben, alles in der Welt, wenn ich nur von Euern Früchten bekomme. Gib uns, antwortete die Fee, gib uns deine erste Prinzessin, wir wollen sie abholen, sobald sie das Licht der Welt erblickt hat. Wir wollen sie erziehen und mit allen Tugenden, Kenntnissen und Vollkommenheiten begaben; mit einem Worte, wir wollen sie als

unser Kind ansehen, und sie glücklich machen. Damit ist jedoch die Bedingung verknüpft, daß du sie nicht eher zu sehen bekömmst, als bis sie verheirathet ist. — So hart die Bedingungen sind, die Sie mir auflegen, antwortete die Königin, so muß ich mich doch darein fügen, wenn ich nicht sterben will. Mit meinem Leben errette ich zugleich das Leben meines Kindes.

Die Fee berührte sie mit einem goldnen Stäbchen, und im Augenblicke war ihre Krankheit verschwunden. Sie ließ sogleich alle ihre Damen rufen; sie sagte ihnen, daß sie sich außerordentlich wohl befände, und daß die verriegelten Thore des Palastes und die Gärten mit sammt ihren Früchten sich ihr öffnen würden.

Die Damen kleideten die Königin in aller Eile an, und in wenig Augenblicken war sie im Stande, der alten Fee zu folgen, die sie bis jetzt erwartet hatte.

Sie trat in den Palast, und ihre Ueberraschung bei dem Anblicke seiner Pracht war nicht gering. Zwei Feen, weniger alt als die Führerin meiner Mutter, empfingen sie beim Eingange und führten sie sogleich in den Garten zu den besten Bäumen. Sie waren mit Früchten aller Art beladen. Meine Mutter war unersättlich. Erinnere dich aber auch deines Versprechens, sagten die Feen. Es ist dir nun nicht mehr vergönnt, dein Wort zurück zu nehmen. — Ich werde mir dieß gewiß nicht einfallen lassen, antwortete die Königin. Die Feen waren mit dieser Antwort sehr wohl zufrieden. Meine Mutter blieb drei Tage und drei Nächte in ihrem Palaste, dann sammelte sie sich einen Vorrath von Früchten, und da sie die Eigenschaft haben, niemals zu faulen, so ließ sie viertausend Maulthiere mit denselben beladen und reiste ab. Die Feen schenkten

ihr zum Abschiede noch einen goldenen Korb von ungemein zierlicher Arbeit und mehrere Kostbarkeiten, deren Werth unschätzbar war. Sie versprachen ihr, mich als Prinzessin zu erziehen, mir alle Vollkommenheiten mitzutheilen und mir einen Gemahl auszusuchen. Vor der Hochzeit sollte sie Nachricht erhalten, und sie hofften, daß sie sich dabei einfinden würde.

Der König freute sich außerordentlich über die Rückkehr seiner Gemahlin und stellte eine Menge Feierlichkeiten an, wobei die Früchte der Königin, als etwas ganz Vorzügliches, aufgesetzt wurden. Der König zog sie allen andern Speisen vor; aber er wußte nicht eigentlich, wo sie her waren, und unter welcher Bedingung seine Gemahlin sie bekommen hatte. Wenn er darnach fragte, antwortete sie ihm bald dieß, bald das, so daß er niemals hinter das Geheimniß kommen konnte. Da sie seinen Bitten zuletzt nicht länger widerstehen konnte, eröffnete sie ihm das ganze Abenteuer mit den Feen, und das Versprechen, das sie ihnen gegeben hatte. — Wie? sagte der König, Sie haben für ein Paar elende Aepfel ihre Tochter aufopfern können, ohnerachtet Sie meinen Wunsch kennen, Kinder zu besitzen? Sie müssen auch nicht die mindeste Liebe für mich haben. Hierauf überhäufte er sie mit Vorwürfen, so daß sie vor Schmerz fast starb. Aber damit begnügte er sich noch nicht, sondern ließ sie in einen Thurm einsperren und umgab diesen mit Garden, die Niemanden einließen, als wem der König vollkommen traute.

Der ganze Hof gerieth über diesen Vorfall in Bestürzung. Die Königin war sehr beliebt, und so legte Jedermann aus Betrübniß über ihr Schicksal Trauer an. Der König aber schien unerbittlich. Er besuchte seine Gemahlin nicht ein einzigesmal, und so bald ich geboren

war, ließ er mich von ihr nehmen und in seinen Pallast bringen. Die Feen waren von allem wohl unterrichtet. Sie sahen mich als ihr Eigenthum an, das man ihnen nicht vorenthalten dürfe. Das Betragen meines Vaters forderte sie zur Rache auf. Vorher aber wollten sie den Weg der Güte einschlagen. Sie schickten eine Gesandtschaft an ihn ab, welche ihn zur Befreiung der Königin und zur Auslieferung ihres Kindes auffordern sollte. Unglücklicher Weise waren die Gesandten so häßlich und verwachsen — denn sie waren insgesammt Zwerge — daß ihre Vorstellungen wenig Eindruck auf den König machten, denn er schlug ihnen ihr Gesuch mit harten Worten ab.

Die Feen geriethen hierüber in den heftigsten Unwillen. Sie streuten in seinen sechs Königreichen den Saamen des Unglücks aus und schickten noch zum Ueberflusse einen ungeheuern Drachen ab, welcher alles auffraß, was ihm in den Weg kam, und die ganze Luft mit seinem schädlichen Hauch vergiftete.

Mein Vater wußte sich gar nicht mehr zu rathen, als eine unglückliche Botschaft nach der andern kam. Er berief die Weisesten seiner Nation und berathschlagte sich mit ihnen über die Mittel, die man zur Abwendung dieses Unglücks wählen könnte, allein sie wußten keinen Rath. Nun nahm der König seine Zuflucht zu einer Fee; diese rieth ihm, die Prinzessin auszuliefern.

Mein Vater liebte mich zwar auf das zärtlichste; da er aber sah, daß es kein anderes Mittel gab, seine Staaten zu retten und sie von den Verwüstungen des häßlichen Drachen zu befreien, so versprach er der Fee, sich von mir zu trennen, wenn er nur überzeugt wäre, daß ich meinem Stande gemäß behandelt und erzogen würde. Sie möchte ihm nur sagen, wie er es anzufangen

habe, mich den Feen in die Hände zu liefern. — Sie brauchen nichts weiter zu thun, antwortete die Fee, als die Prinzessin in ihrer Wiege auf den Blumenberg zu setzen. Sie können sich in der Nähe aufhalten, um ein Zeuge der Feierlichkeiten zu seyn, die sich dann zeigen wird. Wegen der Erziehung Ihrer Tochter können Sie ganz außer Sorge seyn.

Man legte mich in eine Wiege von Perlenmutter, die auf das Kostbarste verziert war. Rundum hingen Guirlanden von Blumen und Kränzen, und diese Blumen waren von herrlichen Steinen, die mit allen Farben des Regenbogens spielten. Die Pracht meines Anzugs übertraf noch die Pracht der Wiege, die von vier und zwanzig Prinzessinnen von Geblüt getragen wurde. Der ganze Hofstaat begleitete mich.

Während unser Zug den Berg hinauf ging, hörte man die Annäherung einer melodischen Symphonie. Bald darauf erschienen auch die Feen, sechs und dreißig an der Zahl, jede in einer Perlenmuschel, die von Meerpferden gezogen wurde. Sie waren insgesammt alt und häßlich.

Der Drache, welcher die Reiche meines Vaters verheert hatte, war mitten unter ihnen, an eine diamantne Kette gefesselt. Die Feen begabten mich der Reihe nach und fingen hierauf den Feentanz an; mitten in diesem Tanze sprangen die drei Schwestern, denen mich meine Mutter eigentlich versprochen hatte, auf den Drachen, nahmen die Wiege vor sich und traten den Weg nach dem Schlosse durch die Wolken an. Meine Mutter erschrack, als sie mich auf dem Rücken des schrecklichen Drachen in der Luft sah und stieß einen lauten Schrei aus; aber mein Vater sprach ihr Muth zu und erinnerte sie an die Versprechungen der Feen, für mich Sorge zu tragen. Traurig kehrte sie nach Hause zurück; sie warf

sich die Unbesonnenheit vor, eine Tochter für einige Früchte hinzugeben, und es verging lange Zeit, ehe sie sich wieder in etwas beruhigen konnte.

Meine Beschützerinnen hatten ausdrücklich für mich einen Thurm gebaut, in welchem die herrlichsten Zimmer für alle Jahreszeiten waren. Nichts fehlte diesem Gebäude, als eine Thür, denn man mußte durch die Fenster hineingehen, die zu dieser Absicht sehr hoch waren. Auf dem Dache befand sich ein schöner Garten, in welchem Jahr aus Jahr ein die schönsten Blumen blühten und Lauben und Springbrunnen in Menge angebracht waren. Hier erzogen mich die Feen mit unglaublicher Sorgfalt. Sie lehrten mich alles, was meinem Alter angemessen war, und ich kostete ihnen hierinnen keine große Mühe, indem ich sehr schnell begriff. Ich war sanft und meine Lehrerinnen gefällig, und da ich nichts von der Welt kannte, als diesen Winkel derselben, so würde ich vielleicht mein ganzes Leben hindurch sehr vergnügt in diesem Thurme zugebracht haben.

Die Feen besuchten mich nie anders, als auf dem ungeheuern Drachen, von dem ich Ihnen schon gesagt habe. Sie erzählten mir nie etwas von meinen Eltern, sondern nannten mich ihre Tochter, und ich glaubte es zu seyn. Außerdem hatte ich in meinem Thurme keine Gesellschaft, als einen Papagey und einen kleinen Hund, welche beide Vernunft besaßen und vortrefflich sprachen.

Einst fanden mich die Feen bei ihrem Besuche sehr in Gedanken vertieft. Sie wird wahrscheinlich Langeweile haben, sagten sie unter einander, und das Beste wird seyn, sie an einen Mann aus dem Stamme der Feen zu verheirathen. Hierauf musterten sie einige durch und vereinigten sich endlich über den kleinen König Migonnet, dessen Reich fünfmalhunderttausend Meilen von ihrem

Palaste lag. Für Feen war diese Entfernung eine Kleinigkeit. Der Papagey hörte ihre Berathschlagung und theilte mir das Resultat davon mit. Ich beklage Sie, setzte er hinzu, wenn Sie den König Migonnet heirathen müssen; er ist der häßlichste Zwerg, den ich weit und breit gesehen habe. — Kennst du ihn denn? fragte ich den Papagey. — Das will ich meinen, antwortete dieser, ich bin mit ihm auf Einem Zweige groß geworden. — Wie so? auf Einem Zweige? — Je nu! weil er Adlersklauen hat.

Sie können leicht glauben, welchen Eindruck diese Erzählung auf mich machen mußte. Ich war fest entschlossen, eher zu sterben, als ihm meine Hand zu geben.

Die ganze Nacht über that ich kein Auge zu. Tutu und mein Papagey verplauderten mir die Zeit, und erst gegen Morgen schlief ich ein. Tutu, der eine sehr feine Nase hatte, roch, daß die Fee am Fuße des Thurms war.

Die Fee Ungestüm kam richtig angepoltert und sah, daß ich geweint hatte. Sie fragte nach der Ursache meiner Thränen, und drohte mir, wenn ich ihr nicht die Wahrheit sagte.

Sey vergnügt, ich bringe Dir gute Nachricht, sagte sie; Dein Liebhaber ist angekommen; setze Dich an Deine Toilette, um ihn gehörig zu empfangen. Hier hast Du Kleider und Schmuck. — Aber, mein Gott, sagte sie, wer hat Ihnen denn gesagt, daß ich Lust hätte, mich zu verheirathen? Schicken Sie Ihren König Migonnet immer wieder nach Hause. Ob er mich schön oder häßlich findet, darum gebe ich nicht dieser Stecknadel werth. Ich will und mag ihn nicht... — Nun, nun, sagte die Fee, was fehlt Dir denn? Ich rathe Dir, dem Scherz ein Ende zu machen, sonst weißt Du... Nun, was wollen Sie mir denn thun? antwortete ich. Kann man denn noch

ein elenderes Leben führen, als ich schon jetzt thue? Machen Sie mit mir, was Sie wollen; aber Ihren König heirathe ich nicht. — Die Fee verließ mich in dem heftigsten Zorne und ging auf der Stelle zu ihren Schwestern, um ihnen mein Betragen zu erzählen und sich über meine Undankbarkeit zu beklagen.

Als sie fort war, machten mir Tutu und der Papagey ernsthafte Vorstellungen über meinen Trotz, und ließen mir die unangenehmen Folgen zum Voraus sehen, die er haben könnte. Mir war alles gleichgültig; ich war so unglücklich, daß ich die Anschläge der Feen und den Rath meiner Gesellschafter verachtete; ich zog mich ungeschickt an, damit der König Migonnet mich häßlich finden möchte. Er ließ sich nicht lange erwarten. Einen kleinern und häßlichern Zwerg hat es wohl nie gegeben. Er konnte nicht auf seinen Adlerfüßen stehen, sondern schleppte sich mühselig auf zwei diamantnen Krücken einher. Sein königlicher Mantel war zwar nur eine halbe Elle lang, schleppte ihn aber doch um ein Drittel nach. Sein Kopf war so groß wie ein Scheffel; er hatte einen ungeheuern Bart, und seine Ohren gingen eine halbe Elle über seinen Kopf hinaus. Er kam mit offenen Armen auf mich los. Da ich aber ganz gerade stehen blieb, so mußte ihn sein erster Stallmeister in die Höhe heben, um mich zu erreichen. So wie er mir aber nahe kam, lief ich davon, schloß mich in meine Kammer ein und riegelte Thür und Fenster zu, so daß er unverrichteter Sache wieder zu den Feen zurückkehren mußte.

Die Feen suchten seinen Zorn zu besänftigen, und versprachen ihm, daß sie ihn des Nachts in mein Zimmer lassen, mir Hände und Füße binden und mich so mit Gewalt in einen Wagen setzen wollten. Sie waren hiebei ihrer Sache so gewiß, daß sie sich gar nicht die Mühe

nahmen, mit mir zu schmählen, sondern mir nur ganz kurz sagten, ich müßte darauf denken, meinen Fehler wieder gut zu machen. Tutu und der Papagey konnten diese Gelindigkeit nicht begreifen. Nehmen Sie sich wohl in Acht, sagten sie zu mir, diese Stille verkündigt Sturm. Ich lachte über ihre Furcht.

Aber während wir uns so mit der größten Gemüthsruhe unterhielten, fuhren die Fenster auf und die Feen erschienen auf ihrem fürchterlichen Drachen. Migonnet folgte ihnen auf seinem feurigen Wagen nach.

Ich war meiner nicht mehr mächtig; ich versuchte, mich in den Rachen des Drachen zu stürzen, aber die grausamen Feen wollten mich zu längern Qualen aufbewahren. Sie berührten mich mit ihrem Zauberstabe und gaben mir die Gestalt einer Katze, von der Sie mich vor wenigen Augenblicken befreit haben. Hierauf führten sie mich in diesen Pallast, der jetzt meinem Vater gehört, und verwandelten den ganzen Hof in Kater und Katzen; nur einige ließen sie übrig, von denen man aber nichts als die Hände sah. Dieß war ihnen noch nicht genug. Um meine Schmerzen zu vermehren, entdeckten sie mir das Geheimniß meiner Geburt, und gaben mir Nachricht von dem Tode meiner Eltern. Sie sagten mir endlich, daß ich meine Gestalt nicht eher wieder bekommen würde, als bis ich einen Mann gefunden hätte, der mich wahrhaft liebte. Sie, mein Herr, haben durch Ihre große Liebe zu mir mich von meinen Leiden befreit, und ich kann nun einer glücklichen Zukunft entgegen sehen. — Und werden Sie auch mich bald von meinen Leiden befreien? fragte der Prinz, indem er sich ihr zu Füßen warf. — Ich liebe Sie schon mehr als mein Leben, antwortete die Königin. Jetzt lassen Sie uns zu Ihrem

Vater reisen, um sein Urtheil über mich zu vernehmen und zu sehen, ob er in Ihre Wünsche einwilligt.

Der Prinz küßte ihr dankbar die Hand und hob sie in den Wagen, der auf dem Hofe bereit stand. Für diesesmal war der Aufzug noch kostbarer und reicher, als das vorigemal. Die Reise dauerte nicht lange; die Verliebten wenigstens glaubten nur einige Minuten mit einander zugebracht zu haben.

Als sie sich dem Schlosse näherten, das den drei Brüdern zum Rendezvous diente, setzte sich die Königin in eine Sänfte, die aus einem einzigen Kristall verfertigt und rundum mit Vorhängen umgeben war. Der Prinz blieb in seinem Wagen und sah schon von weitem seine Brüder, die mit zwei Prinzessinnen von außerordentlicher Schönheit spazieren gingen. Als sie ihn erblickten, kamen sie ihm entgegen und fragten ihn, wo er seine Braut hätte? Ich bin so unglücklich gewesen, sagte er, auf meiner ganzen Reise nichts als häßliche Geschöpfe anzutreffen, und das schönste, was ich meinem Vater mitbringen kann, ist eine niedliche weiße Katze. — Die Brüder lachten über seine Einfalt und der Prinz lachte selbst mit. Hierauf setzte sich jeder in seinen Wagen und fuhr nach der Stadt.

Der Ruf von ihrer Ankunft war schon am Hofe erschollen, und man hatte dem Könige versichert, daß die Schönheit der Prinzessinnen, welche seine Söhne begleiteten, alles übertreffe, was man hier jemals gesehen hätte. Die beiden ältesten Prinzen kamen zuerst. Der König empfing sie sehr freundlich, aber als es darauf ankam, zu entscheiden, welchem der Preis gebühre, gerieth er in große Verlegenheit. Er warf die Augen auf seinen jüngsten Sohn: kömmst du denn dießmal mit leeren Händen zurück? fragte er ihn. Ich bringe nichts mit,

antwortete er, als eine schöne weiße Katze, die so allerliebst miaut, daß sie Ihnen gefallen wird. Sie können sie in diesem Kristall sehen. Der König lächelte und ging auf den Kristallfelsen los; in dem Augenblick aber, da er ihn öffnen wollte, fiel er in Stücken und die Königin trat hervor, gleich der Sonne, die sich hinter einer Wolke versteckt hatte. Ihre blonden Haare hingen in reichen Locken auf ihrem Nacken und floßen über den Rücken bis auf die Erde herab. Ein Rosenkranz schmückte ihren Scheitel, und ein diamantner Gürtel war der einzige Schmuck ihres einfachen Kleides.

Der König war wie vom Blitze gerührt. Dieser, rief er aus, nur dieser gebührt meine Krone. — Nein, mein König, antwortete sie mit himmlischer Bescheidenheit, ich bin nicht gekommen, Ihnen eine Krone zu entreißen, die kein würdigeres Haupt tragen kann, als das Ihrige. Sechs Königreiche sind meinem Zepter unterthan; erlauben Sie mir, Ihnen und Ihren beiden ältesten Söhnen drei derselben abzutreten. Zur Vergeltung begehre ich nichts als Ihre Freundschaft und die Hand Ihres jüngsten Sohnes. Drei Königreiche werden für uns hinreichend seyn. — Der ganze Saal hallte bei dieser Scene von Ausrufungen der Freude und Bewunderung wieder. Die Hochzeiten der drei königlichen Prinzen wurden noch denselben Tag gefeiert. Nach Endigung der Feste reiste jeder in sein Königreich ab, und die weiße Katze wurde durch ihre Schönheit, ihre Güte und Freigebigkeit in der ganzen Welt berühmt, wie ihr alle wißt.

8.

Der Delphin.

Es war einmal ein König und eine Königin, denen der Himmel mehrere Kinder gegeben hatte. Einige waren schön, andere häßlich. Die Eltern liebten nur die schönen und setzten die häßlichen nach. Deßhalb konnten sie ihren jüngsten Prinzen, Namens Alidor, der von Wuchs schön, aber von Gesicht ungestaltet war, durchaus nicht leiden und jagten ihn fort, so oft er sich vor ihnen sehen ließ. Da er sah, daß man ihm so übel begegnete, während man mit seinen andern Geschwistern schön that, faßte er den Entschluß, sich heimlich davon zu machen. Er nahm seine Maßregeln so gut, daß Niemand seine Entfernung merkte, bis er über die Gränze war. Vielleicht, dachte er, ist mir der Himmel in der Fremde günstiger als in meinem Vaterlande.

Als seine Eltern seine Entfernung erfuhren, schickten sie ihm Couriere über Couriere nach, mit dem Befehle, sogleich nach Hause zurück zu kommen. Denn ob sie ihn gleich nicht liebten, so fürchteten sie doch die üblen Nachreden, wenn sie ihren Sohn so in der Irre herumlaufen ließen. Aber ihre Bemühungen waren vergebens. Alidor nahm so viele Umwege, daß ihn Niemand fand, und als die Couriere wieder zurück kamen, war er am Hof beinahe schon vergessen. Da die Höflinge die Gesinnungen seiner Eltern gegen ihn kannten, so bekümmerten

merten sie sich wenig um ihn; denn Höflinge lächeln nur denen, denen das Glück lächelt.

Alidor ging auf gut Glück immer fort, ohne zu wissen wohin, als er einen jungen wohlgewachsenen Reiter antraf, der ebenfalls auf Reisen zu seyn schien. Sie grüßten sich wechselseitig und redeten sich mit Höflichkeit an; nachdem sie sich anfänglich blos über allgemeine Gegenstände unterhalten hatten, fragte der Reisende den Prinzen, wo ihn sein Weg hinführe? Und wo führt Sie denn der Ihrige hin? versetzte der Prinz. Mein Herr, antwortete jener, ich bin ein Stallmeister des Königs der Wälder, der mich nicht weit von hier nach Pferden ausgeschickt hat. — Was ist dieß für ein König? fragte der Prinz. Sie nennen ihn den König der Wälder. Wohnt er vielleicht in einem Walde? — Seine Vorfahren, antwortete der Stallmeister, wohnten da; er selbst aber hat einen ansehnlichen Hof; seine Gemahlin war eine der schönsten Damen ihrer Zeit, und seiner Tochter Livorette kömmt zuverläßig keine Prinzessin an Schönheit gleich. Sie ist noch sehr jung, aber gleichwohl kann Niemand sie sehen, ohne ihren Reizen zu huldigen.

Sie machen mir Lust, diesen Hof zu besuchen, sagte der Prinz. Nimmt man aber auch dort Fremde gern auf? Ich weiß wohl, daß ich mir nicht schmeicheln darf, auf den ersten Blick zu gefallen, da die Natur mein Gesicht so w.nig begünstigt hat. Aber sie hat mir dafür ein gutes Herz gegeben... Eine seltne Gabe! sagte der Reisende; die sicher mehr werth ist, als die Gaben der Schönheit. Sie können darauf rechnen, gut aufgenommen zu werden. — Er beschrieb ihm hierauf den Weg, den er nehmen mußte, um in das Reich des Königs der Wälder zu kommen, und gab ihm Adressen an einige

seiner Freunde mit, die ihn am Hofe vorstellen sollten.

Den Prinzen freute die Höflichkeit des Stallmeisters im Innersten seines Herzens, und er faßte schon zum Voraus eine günstige Meinung von dem Lande, dem er zureiste. Er setzte nun seinen Weg weiter fort, und dachte an nichts, als an die schöne Prinzessin Livorette, auf die ihn der Stallmeister so neugierig gemacht hatte.

Als er in der Hauptstadt ankam, gab er seine Adressen ab, ward allenthalben gut empfangen und dem Könige vorgestellt, der sich außerordentlich gnädig bezeigte. Wie freute sich Alidor, sein Vaterland verlassen zu haben, wo ihn Niemand achtete, da man hier, wo ihn doch Niemand kannte, so zuvorkommend gegen ihn war!

In dem Zimmer der Königin erfuhr er freilich eine Begegnung, die er an einem so artigen Hof nicht erwartet hätte. Denn kaum trat er hinein, als ein allgemeines Gelächter entstand. Die eine Dame versteckte sich hinter ihrer Schürze, die andere lief davon, aber keine stellte sich so närrisch an, als die kleine Livorette, die den Prinzen ohne alle Zurückhaltung fühlen ließ, wie häßlich er war.

Der Prinz war, wie man leicht denken kann, in keiner geringen Verlegenheit. Er fand Livoretten eben so schön als unartig; die Art, wie sie ihn aufnahm, machte ihm wenig Hoffnung. Nach und nach kamen die Damen etwas zu sich. Die Königin befahl dem Fremden, sich zu nähern, und, um ihr Versehen wieder gut zu machen, redete sie ihn mit der größten Güte an, fragte nach seinem Vaterlande, seinem Namen und seinen Abenteuern. Seine Antworten gefielen ihr. Sie fand, daß er ein Mann von Verstand und Charakter war: und beim Weg-

gehen sagte sie ihm, daß sie ihn jederzeit mit Vergnügen in ihrer Gesellschaft sehen würde.

Je öfter er den Hof besuchte, desto liebenswürdiger fand man ihn. Er hatte Anstand und Würde, und die Gabe, angenehm zu unterhalten. Jedermann urtheilte vortheilhaft von ihm. Nur die kleine Prinzessin konnte sich nicht an ihn gewöhnen; so oft sie ihn sah, lachte sie ihm gerade unter die Nase. Jeder andern würde er dieses unanständige Betragen gerne übersehen haben; aber bei der Prinzessin nahm er die Sache auf einen ernsthaftern Ton, und da er etwas näher mit ihr bekannt war, sagte er zu ihr: Halten Sie es denn gar nicht für Unrecht, über mich zu spotten? Dieselben Götter, die Sie so unendlich schön gemacht haben, haben mich so fürchterlich häßlich gemacht. Ich bin ihr Werk, so gut als Sie. — Wenn das wahr ist, antwortete sie, so schwöre ich Ihnen, daß Sie das unvollkommenste Werk sind, das je aus den Händen der Götter hervorgegangen ist. — Hierauf heftete sie ihre Augen fest auf sein Gesicht, und betrachtete ihn mit großer Aufmerksamkeit, und lachte dann so unmäßig, daß man glaubte, sie würde ersticken.

Der Prinz, der jetzt alle mögliche Zeit hatte, sie zu betrachten, sog das süße Gift der Liebe in langen Zügen ein. Ich muß sterben, sagte er bei sich selbst; ohne Hoffnung zu gefallen, kann ich doch ohne Livoretten nicht leben. Er wurde hierüber ganz tiefsinnig, und Jedermann hatte Mitleid mit ihm. Auch die Königin bemerkte seinen Zustand; er war zerstreut beim Spiel, und gab auf alles verkehrte Antworten. Sie fragte ihn, was ihm fehlte? und er antwortete: Er könne es selbst nicht sagen, aber er fühle eine gänzliche Abspannung in seinem Körper, und er glaube, daß ihm die Veränderung der Luft heilsam seyn würde; er habe sich deßwegen vorgenommen, häufig

auf das Land zu gehen. — In der That hielt er den Anblick der Prinzessin nicht länger aus. Er wünschte von seiner hoffnungslosen Liebe zu genesen, und glaubte dieß durch die Entfernung zu bewirken; aber wo er auch hinging, folgte ihm seine Leidenschaft nach. Er suchte die Einsamkeit, und überließ sich seinen traurigen Betrachtungen.

Die Nachbarschaft des Meeres lud ihn bisweilen zum Fischfang ein; aber wenn er zu halben Tagen mit seiner Angel saß und lauerte, hatte er am Ende doch nichts gefangen. Und wenn er dann wieder zurückkam, stand Livorette gemeiniglich am Fenster und rief ihm lachend zu: Nun, Alidor, bringen Sie mir ein gutes Gericht Fische mit? — Nein, Prinzessin; pflegte er dann ganz unmuthig zu antworten; und Livorette lachte und höhnte ihn aus, daß er nicht einmal so viel Geschicklichkeit besäße, einen Gründling zu fangen.

Diese Neckereien kränkten ihn so, daß er sich keine Mühe verdrießen ließ, etwas zu fangen, das der Prinzessin mit Anstand dargeboten werden könnte. Oft fuhr er ganz allein in einer kleinen Barke auf's Meer, und warf seine Netze aus.

Eines Tages fuhr er weiter hinaus als gewöhnlich, und als er sein Netz in die Höhe zog, fühlte er es so schwer, daß er fürchtete, es möchte zerreißen. Mit Mühe bracht' er es herauf, blickte neugierig hinein und fand einen schönen Delphin, der alle seine Kräfte aufbot, um zu entkommen. Mein armer Delphin, redete Alidor ihn an, spare deine Mühe, sie wird dir nichts helfen. Ich trage dich zur Prinzessin und du wirst heute Abend die Ehre haben, auf der Tafel servirt zu werden. — Ich danke für diese Ehre, antwortete der Delphin, ich kann sie sehr gut entbehren. — Wie? du kannst sprechen?

rief Alidor voll Verwunderung aus. Welch' ein Wunder! — Wenn du so großmüthig seyn willst, mir die Freiheit zu schenken, versetzte der Delphin, so will ich dir Zeit deines Lebens so wichtige Dienste erweisen, daß es dich gewiß nicht gereuen soll. — Und was soll denn die Prinzessin heute Abend essen? fragte Alidor. Weißt du nicht, wie lächerlich sie mich immer macht, wenn ich nichts mitbringe? Es thut mir leid, aber ich muß dich meiner Ehre aufopfern. — Du willst Verstand haben, erwiederte der Delphin, und glaubst deine Ehre beleidigt, wenn ein Kind über dich lacht? Ist denn die Fischerei eine so schwere Kunst, daß der Ruf eines vernünftigen Mannes davon abhängen kann? Ich bitte dich, Alidor, laß mich leben; wirf deinen treuen Diener Delphin in's Wasser und rechne auf seine Erkenntlichkeit.

Nun so geh', sagte der Prinz, und ließ ihn schwimmen; ich rechne nicht viel auf deine Versprechungen, die dir die Angst abnöthigt. Livorette wird mich heute Abend wieder auslachen. Aber es sey darum. Ich kann es nicht über mein Herz bringen, dir etwas zu Leide zu thun. — Der Delphin verschwand; und mit ihm Alidors Hoffnung, heute einen zweiten Fang zu thun. Er zog sein Geräthe in die Barke, nahm die Ruderstange zwischen die Beine und saß da, mit übereinandergeschlagenen Armen und gesenktem Haupte, in tiefe Betrachtungen versunken, als ihn auf einmal eine liebliche Stimme weckte, die aus dem Meere Alidor, Prinz Alidor! rief, sieh doch deine guten Freunde an. Der Prinz schaute auf und sah den Delphin, der tausend närrische Sprünge auf dem Wasser machte.

Du hast mir vor einer halben Stunde einen wesentlichen Dienst geleistet, sagte der Delphin; jetzt ist die Reihe an dir, etwas von mir zu verlangen, und du

kannst darauf rechnen, daß dein Wunsch erfüllt werden wird. — Gut, versetzte der Prinz, schaffe mir den besten Fisch zur Vergeltung herbei. — In dem Augenblick sprangen eine Menge Lachse, Salmen, Muränen und Austern in die Barke, daß sie ganz damit angefüllt war. Ho, ho, rief der Prinz, deine Güte beschämt mich; aber du überhäufst mich so damit, daß ich ersaufen werde, wenn du mir nicht zu Hülfe kömmst.

Der Delphin trieb die Barke an's Land. Hier suchte der Prinz die besten Fische aus, und der Delphin sah zu. Bist du mit mir zufrieden? sagte er. Vollkommen, antwortete der Prinz. Nun wenn du mir außerdem etwas zu befehlen hast, fuhr jener fort, so kannst du jederzeit auf meine Bereitwilligkeit rechnen. Mache den Versuch, wenn du Lust hast. — Ach! sagte der Prinz, mein Wünschen ist umsonst. Ich liebe eine Prinzessin, die mich haßt. — Willst du vielleicht von deiner Liebe befreit seyn? versetzte der Delphin. Nein, erwiederte Alidor. Ich könnte mich eher von meinem Leben als von meiner Liebe trennen. Mache lieber, daß sie mir günstiger wird.

Willst du mir versprechen, nie eine andere Frau als Livorette zu lieben? sagte der Delphin. — Mit Freuden; versetzte der Prinz. Ich habe ihr in meinem Herzen ewige Treue geschworen, und nichts, nichts in der Welt soll mich meineidig machen. Ich will gewiß nicht unterlassen, was an mir liegt, um ihr zu gefallen. Wir müssen sie täuschen, sagte der Delphin. Denn so wie du jetzt bist, wird sie dich nicht heirathen wollen, weil sie dich häßlich findet und dich nicht kennt. — Ich bin es zufrieden, sagte der Prinz, wiewohl ich fest überzeugt bin, daß sie bei dem Besitz eines Herzens, wie das meinige, nicht getäuscht werden kann. — Ich hoffe, daß sie die Zeit hievon selbst überzeugen soll, versetzte der Delphin;

für jetzt aber wirst du dir gefallen lassen, zum Kanarienvogel zu werden, doch mit der Freiheit, deine wirkliche Gestalt so oft anzunehmen, als du Lust hast. — Mit Vergnügen; erwiederte Alidor. — Wohlan, so werde jetzt zum Vogel, fuhr der Delphin fort; und in dem Augenblick sah sich Alidor mit Federn bekleidet, und mit dem Talent zu singen begabt. Nachdem er es eine Weile in diesem neuen Zustand versucht hatte, nahm er seine natürliche Gestalt wieder an.

Er war vor Freuden außer sich und brennte vor Verlangen, bei seiner geliebten Prinzessin zu seyn. Er rief seine Leute, die in der Nähe auf ihn warteten; belud sie mit den Fischen und nahm den Weg nach der Stadt. Livorette stand, wie gewöhnlich, auf dem Balkon und rief ihm zu: Nun, Alidor, sind Sie heute glücklicher gewesen als gewöhnlich? — Ja, antwortete er, und zeigte ihr die Körbe mit den Fischen. — Das ist schade; erwiederte Livorette; denn nun kann ich mich nicht mehr über Sie lustig machen. — O! Sie werden dazu noch immer Stoff genug finden: antwortete der Prinz und ging fort. Er schickte ihr hierauf die Fische, nahm die Gestalt eines Kanarienvogels an und flog an Livorettens Fenster. Als diese ihn sah, schlich sie sich sachte heran, streckte die Hand nach ihm aus, griff zu und — der Vogel entwischte.

Als er sich in einiger Entfernung niedergelassen hatte, sagte er: Ich habe um Ihrentwillen mein Vaterland verlassen, reizende Prinzessin, und ich komme von dem andern Ende der Erde, um Sie in der Nähe zu sehen. Es wäre also wohl unbillig, wenn Sie mich wie einen gemeinen Kanarienvogel behandeln wollten. Versprechen Sie mir, mich niemals einzusperren, sondern mir meine vollkommene Freiheit zu lassen, zu kommen und fortzu-

fliegen, wenn es mir beliebt. — Mache Bedingungen, wie du willst, rief ihm Livorette zu, du bist gar zu schön; ich verspreche dir alles. Du sollst deine vollkommene Freiheit haben, aber ich hoffe, dir auch die Sklaverei angenehm zu machen. — Der Kanarienvogel flatterte hernieder und setzte sich auf Livorettens Kopf, dann auf ihre Hand. Er pfiff die schönsten Melodien und sang die artigsten Lieder. Ach! wie freue ich mich, sagte die Prinzessin, über den schönen Vogel, den mir das Glück zugeführt hat! Dann lief sie in das Zimmer der Königin, und zeigte ihr den allerliebsten Fremdling. Die Königin hätte ihn gar zu gerne sprechen hören, aber er war nur für Livorette beredt.

Als es Abend wurde, ging Livorette mit ihrem Vogel, den sie Bibi nannte, auf ihr Zimmer zurück. Sie setzte ihn an ihre Toilette und Bibi war immer um sie. Bald hüpfte er ihr auf die Hand, bald auf die Schultern. Die Prinzessin war vor Freuden außer sich, und Alidor, wie man denken kann, war es nicht weniger. Die Nacht über ließ man ihn in dem Vorzimmer, so gerne er auch in der Schlafkammer zugebracht hätte. Sobald der Tag anbrach, flog er an das Ufer des Meers. Delphin, lieber Delphin, rief er: ich habe dir zwei Worte zu sagen. Komm und laß dich nicht vergebens bitten. Der Delphin erschien ohne Verzug. Als Bibi ihn erblickte, flog er auf ihn zu und setzte sich auf seinen Kopf.

Ich weiß den ganzen Verlauf deiner Geschichte, sagte der Delphin: und was du jetzt von mir begehrst. Du kannst nicht in Livorettens Schlafkammer kommen, wenn sie dich nicht mit Einwilligung ihrer Eltern heirathet. Geschieht dieses, so will ich dich als ihren Gemahl betrachten, und dir ihr Schlafzimmer öffnen. Der Prinz setzte ein solches Vertrauen auf die Worte des Delphin,

daß er nicht wagte, ihm Einwendungen zu machen, sondern ihm für seine Freundschaft dankte und um die Fortdauer derselben bat.

Jetzt kehrte er in den Pallast seiner Schönen zurück, die ihn ängstlich suchte, und da sie ihn nirgends fand, bittere Thränen vergoß. Ach! sagte sie, du kleiner Ungetreuer, warum hast du mich schon verlassen? habe ich dich nicht etwa gut genug aufgenommen? habe ich dich nicht auf alle nur mögliche Art geliebkost? habe ich dir nicht genug Zucker und Bonbon gegeben? — Ja, rief der Vogel zu einer Oeffnung des Fensters herein, du hast mich mit eben so viel Freundschaft als Gleichgültigkeit aufgenommen. Glaubst du, daß es mir Vergnügen machen kann, in einem Zimmer mit deinem Affen, Papagaien und deiner häßlichen Katze zu schlafen? Ich habe die ganze Nacht kein Auge zugethan, aus Furcht, in ihre Klauen zu gerathen. — Wie freute sich Livorette, da sie die Stimme ihres geliebten Bibi hörte! Sie sah ihn zärtlich an, und hielt ihm den Finger hin. Komm, komm, Bibi, sagte sie, wir wollen wieder gute Freunde seyn. Ich bin so leicht nicht wieder gut zu machen, antwortete der Vogel. Wenn du mir nicht versprichst, daß der König und die Königin unsere Aussöhnung garantiren, so komm ich niemals wieder. — O! von Herzen gern, versetzte Livorette; ich will dich gleich in ihre Kammer tragen.

Nun setzte sich Bibi auf ihren Finger, und sie trug ihn zu ihren Eltern, die noch im Bette lagen und sich über ihre Tochter und die Wahl eines Schwiegersohns unterhielten. Was bringst du schon so frühe, liebes Kind? sagte die Königin. — Meinen kleinen Vogel, antwortete sie, der um eine Audienz bei Ihnen bittet. — Der Einfall ist nicht übel, versetzte der König; aber wir sind, wie du siehst, auf so vornehmen Besuch nicht eingerichtet. —

Lassen sich Ihro Majestät das nicht irren, hub der Kanarienvogel an: ob ich gleich nicht mit der gehörigen Pracht erscheine, so kann ich mich doch nichts desto weniger rühmen, einer der angesehensten Prinzen der kanarischen Inseln zu seyn. Ich bin unumschränkter Gebieter eines kleinen Orangewäldchens, welches der schönste und reizendste Aufenthalt meines Vaterlandes ist. Ich habe eine Menge Unterthanen, die mir einen ansehnlichen Tribut von Mücken und Würmern zahlen. An meinem Hofe wohnt Zufriedenheit und Freude. Tanz und Musik hört hier niemals auf, und wenn die Prinzessin eine Freundin von Conzerten ist, so kann sie da ihren Geschmack vollkommen befriedigen. Gefällt es ihr nicht mehr an meinem Hofe, so können wir an dem Ihrigen leben. Ich verlange dann nichts von Ihnen, als ein wenig Hanf, Mohnsaamen und von Zeit zu Zeit ein Stückchen Zucker. Ich hoffe, Sie werden mit einem solchen Schwiegersohn zufrieden seyn, und Ihre Tochter wird keinen bessern Gemahl verlangen als mich.

Der König und die Königin lachten bei dieser Rede überlaut. Mit Vergnügen, sagten sie beide, geben wir dir Livoretten zur Frau. Aber es muß mit ihrer Einwilligung geschehen. Was meinst du, Livorette? Bist du mit einem solchen Manne zufrieden? — Ich wünsche mir keinen bessern, sagte sie. Ach! wie ist das allerliebst! Bibi ist nun mein kleiner Mann! — Bibi riß sich eine seiner besten Federn aus und reichte sie der Prinzessin dar. Sie nahm sie lächelnd an und steckte sie in ihre Haare.

Jetzt hüpfte sie in ihr Zimmer zurück und fragte ihre Damen, ob sie schon die große Neuigkeit wüßten, daß der König sie verheirathet hätte? — Als die Damen dieß hörten, sahen sie die Prinzessin verwunderungsvoll an, und küßten ihr die Hände, und baten sie um eine nähere

Erklärung, und wer denn der glückliche Prinz sey, dem sie zu Theil werden sollte? — Hier ist er, sagte sie, und zog den Vogel aus ihrem Aermel. Bei diesem Anblick lachten die Damen, und scherzten über die Unschuld ihrer Gebieterin.

Während die Prinzessin sich anzog, um ihrer Mutter aufzuwarten, flog Bibi davon und nahm seine gewöhnliche Gestalt an, um am Hof zu erscheinen. Als ihn die Königin ansichtig wurde, rief sie ihm zu: Kommen Sie, kommen Sie, und wünschen meiner Tochter zu ihrer Vermählung Glück. Bibi hat ihr Herz gewonnen. Finden Sie die Parthie nicht vortrefflich. — Alidor nahm an diesem Scherz Antheil, und brachte eine Menge guter Einfälle vor, die dem Hofe vieles Vergnügen machten. Livorette lachte zwar auch, aber aus einem andern Grunde als die übrigen. Denn sich über den armen Alidor lustig zu machen, das war noch immer ihre größte Freude.

Als die Prinzessin zu Bette ging, wollte sie den Vogel wieder in ihrem Vorzimmer lassen. Aber er wußte es so geschickt zu machen, daß er mit in ihr Schlafgemach eindrang. Hier setzte er sich auf das Porzellain, wo man ihn nicht wegzujagen wagte. Wenn du deinen Morgengesang allzufrüh anstimmst, sagte Livorette zu ihm, und wenn du mich aufweckst, so werde ich dir in meinem Leben nicht wieder gut. — Er versprach ihr, so stumm zu seyn, wie ein Fisch, bis sie ihm selbst befehlen würde, zu singen. Bei diesem Versprechen beruhigte sie sich und Bibi blieb im Zimmer.

Kaum war die Prinzessin zu Bette, als sie in einen so tiefen Schlaf fiel, daß man ihn wohl eher der Einwirkung des Delphin als natürlichen Ursachen zuschreiben muß. Bibi hingegen nahm sich wohl in Acht einzuschlafen, sondern sobald er merkte, daß seine Gebieterin sich dem

Schlafe überlassen hatte, verließ er seinen Platz, setzte sich sachte neben ihr Bett und brachte hier als Alidor seine Nacht sehr angenehm zu. Als der Tag anbrach, verwandelte er sich wieder in Bibi, flog an das Ufer des Meeres, und setzte sich in seiner natürlichen Gestalt auf einen Felsen, von wo aus er das Meer übersehen konnte. Er sah sich nach seinem Freund Delphin um und rief ihn zu wiederholtenmalen. Während er seine Ankunft erwartete, überließ er sich den angenehmsten Betrachtungen: O! Feen, rief er unter anderm aus; man rühmt Eure Macht so sehr, man sagt, daß Euch nichts unmöglich sey. Könntet Ihr wohl einen Sterblichen glücklicher machen als mich?

Er hatte diese Worte kaum ausgesprochen, als er eine heftige Erschütterung in dem Felsen spürte, der sich gleich darauf öffnete, und ein kleines häßliches Weib herausspie, das auf zwei Krücken umher hinkte. Es war die Fee Grognette, die Schwester der Grognon und ihr an Bosheit gleich. Ich weiß nicht, Herr Alidor, redete sie ihn an, was du dich unterstehst, dich auf meinen Felsen zu setzen; du dürftest mich leicht erbitten, so würf' ich dich gerade in's Meer hinab, damit du lerntest, daß wenn auch die Feen einen Menschen nicht glücklicher machen können als du bist, sie ihn wenigstens unglücklich machen können. — Madam, antwortete der Prinz, wenn ich gewußt hätte, daß Sie hier wohnen, so würde ich mich nicht unterstanden haben, mich auf das Dach Ihres Hauses zu setzen. — Deine Entschuldigungen kommen zu spät, versetzte die Fee; und du bist so häßlich und eingebildet, daß ich fest entschlossen bin, dich dafür leiden zu lassen. — Aber mein Gott, was hab' ich Ihnen denn zu Leide gethan? sagte der Prinz. — Als wenn ich das wüßte? erwiederte die Fee. Ich kann dich nicht leiden, und das

ist genug. — Sie murmelte hierauf noch einige Worte und kehrte dann in ihren Felsen zurück.

Der Prinz war über dieses Abenteuer sehr verdrüßlich. Ich war so glücklich, sagte er, und da muß mich die hinkende Hexe stören. Ihre Drohungen haben mich recht unruhig gemacht. Delphin, fuhr er fort, ich beschwöre dich, mich nicht länger warten zu lassen. Sogleich erschien der Fisch an dem Ufer. Nun was bringst du? sagte er. — Ich bringe dir tausendfachen Dank, antwortete Alidor, für deinen Beistand. Ich habe Livoretten geheirathet und in dem Taumel meiner Freude kam ich hieher. Eine boshafte Fee.... Ich weiß alles, unterbrach ihn der Delphin. Es ist Grognette, die boshafteste, eigensinnigste Kreatur von der Welt. Sie thut das Böse aus bloßem Vergnügen am Bösen. Sie quält und peinigt die Menschen, ohne zu wissen warum. Ein vergnügtes Gesicht ist ihr verhaßt und reizt sie zur Rache.

Deßo schlimmer für mich, sagte der Prinz, denn ich schwöre dir, mein Glück ist unbeschreiblich groß. Das einzige, was ich noch zu wissen wünschte, ist, ob Livorette niemals erfahren soll, daß ich ihr Mann bin. — Begnüge dich mit dem Gegenwärtigen, sagte der Delphin, uud forsche nicht nach der Zukunft. Mit diesen Worten tauchte er unter; der Prinz ward zum Vogel und kehrte zu seiner Geliebten zurück.

Diese hatte ihn schon überall gesucht und fing an zu schmählen, als sie ihn wieder in ihrer Gewalt sah. Mußt du mir denn immer Sorgen und Kummer machen? Du weißt, wie lieb ich dich habe, und daß ich nicht ohne dich leben kann. — Habe nur keine Sorgen, antwortete der Vogel; ich fliege dir nicht davon. — Recht wohl; versetzte Livorette. Aber kannst du mir denn dafür stehen, daß du nicht in eine Schlinge geräthst? Wenn du in

die Hände eines schönen Mädchens fielest, wer weiß, ob du wieder kämst. — Dieser Verdacht beleidigt mich, erwiederte Bibi; du kennst mein Herz nicht, wenn du ihn im Ernste hegen kannst. — Verzeihe mir, Bibi; sagte sie lächelnd. Ich habe gehört, daß die Männer sich aus einer Untreue gegen ihre Frauen eben kein Gewissen machen; und seitdem du mein Mann bist, fürchte ich deinen Leichtsinn.

Alidor fand großes Vergnügen an dieser Art von Unterhaltung, weil er Livorettens Liebe zu ihm deutlich daraus erkannte: gleichwohl war er nur als Vogel geliebt. Es kamen Augenblicke, in denen ihm dieser Gedanke unerträglich ward; und bisweilen machte er sich ein Gewissen daraus, Livoretten zu täuschen. Er theilte seine Bedenklichkeiten dem Delphin mit, der sie so gut als möglich zu heben suchte, und ihm den Genuß seines gegenwärtigen Glücks empfahl, weil Zeiten kommen könnten, in denen er seine jetzige Lage vergebens zurück wünschen würde.

Es dauerte nicht lange, so sprach man überall von einer Vermählung der Prinzessin mit einem jungen und schönen Prinzen, dessen Staaten in der Nähe lagen. Er schickte Gesandte ab, bei ihren Eltern um sie anzuhalten, diese wurden sehr gut aufgenommen. Alidor gerieth in die äußerste Bestürzung. Er eilte an das Ufer des Meeres, rief den Fisch, der ihm schon so wesentliche Dienste geleistet hatte, und theilte ihm die Ursache seiner Unruhe mit. Bedenke die Gefahr, in welcher ich schwebe, sagte er unter anderem zu ihm; entweder muß ich meine Frau in den Armen eines andern sehen, oder wenn ich mich als ihren Gemahl zu erkennen gebe, so werde ich vielleicht auf ewig von ihr getrennt. — Ich begreife deine Verlegenheit, sagte der Delphin, aber meine Macht ist

zu gering, um Grognettens Bosheit Einhalt zu thun. Ich werde alle meine Kräfte aufbieten, dich zu schützen; fasse Muth, und rechne auf meine Freundschaft, als auf in Gut, das dir niemals fehlen wird. — Der Prinz dankte dem guten Delphin und kehrte zu seiner Prinzessin zurück.

Er fand sie von ihren Kammerfrauen umringt, auf einem Sopha, krank und schwach. Die eine hielt ihr den Kopf, die andere den Arm; sie klagte über großes Uebelseyn. Da Alidor in seiner natürlichen Gestalt erschien, wagte er es nicht, sich ihr zu nähern; aber die Prinzessin rief ihn selbst herbei, und sagte lächelnd: Sie finden mich recht krank; ich glaube, ich werde sterben; und das würde mir jetzt gerade recht ungelegen kommen. Man sagt so viel Gutes von dem Prinzen, den ich heirathen soll. — Wie, Madam? versetzte Alidor mit einem gezwungenen Lächeln; haben Sie vergessen, daß Sie schon einen Mann haben? — Sie meinen den Kanarienvogel? antwortete Livorette. Der wird meine Untreue so übel nicht nehmen. Ich kann einen Mann haben und ihn doch zärtlich lieben. — Ich glaube nicht, daß er mit einem getheilten Herzen vorlieb nimmt; erwiederte Alidor. — Gleichviel; antwortete Livorette, und er wird mich gewiß nicht an meinem Glück hindern wollen. Ich freue mich recht darauf, Königin eines großen Reichs zu werden. — Er hat Ihnen auch ein Reich angeboten; fiel Alidor ein. — Ha, ha, antwortete Livorette mit Lachen, seinen schönen Busch von Orangen und Jasminen. Das wäre ein recht schönes Reich für eine Biene oder eine Mücke. Mir aber ist es doch etwas zu klein.

Die Kammerfrauen der Prinzessin fürchteten, zu vieles Reden möchte ihr schädlich seyn, und baten den Prinzen, sich zu entfernen. Hierauf legten sie sie auf ihr Bett,

wo sich Bibi zu ihr setzte, und ihr Vorwürfe über ihre Untreue machte. Sie befand sich bald wieder ziemlich wohl; aber seit der Zeit verging fast kein Tag, wo sie nicht einen neuen Anfall bekam. Sie verlor ihre Farbe, ward mager und schwach; Niemand wußte, was er aus dieser Krankheit machen sollte, und die Leibärzte verloren ihr Latein. Endlich erfuhr die Königin, daß sich in der Nähe ein sehr geschickter Arzt befände. Sie ließ ihn holen und ihn zu Livoretten bringen, ohne ihm jedoch zu sagen, wer sie sey. Er betrachtete sie einige Augenblicke, dann sagte er lächelnd: Ist es möglich, daß man hier diese Krankheit nicht kennt? Ich hoffe, sie wird keinen übeln Ausgang nehmen, und diese junge Dame wird ihre Familie in kurzem mit einem aberliebsten Erben beglücken. — Die Frauen, welche sich um die Prinzessin befanden, waren über diesen Ausspruch erbittert, verboten dem Arzt noch ein Wort zu sagen und jagten ihn mit großem Ungestüm die Treppe hinab.

Bibi war auch in dem Zimmer, und fand, daß der Arzt so Unrecht nicht haben dürfte; er war selbst schon mehrmals auf denselben Gedanken gekommen. Die Königin, welche ohne gesehen zu werden, das Gespräch des Arztes mit angehört hatte, theilte ihrem Gemahl das Resultat derselben mit. Sie ließen Livoretten zu sich kommen; sie fragten sie aus, aber alle ihre Antworten bewiesen ihre Unwissenheit und ihre Unschuld; und da auch die Kammerfrauen hoch und heilig versicherten, daß sie nie Gelegenheit gehabt hätten, auch nur den entferntesten Verdacht zu hegen, so beruhigten sich ihre Eltern, bis endlich die Prinzessin, zum Erstaunen der ganzen Welt, mit einem allerliebsten kleinen Knaben ins Kindbette kam. Der Zorn des Königs und der Schmerz der Königin waren unbeschreiblich. Die Prinzessin war

außer sich, Alidor unruhig, die Gesandten niedergeschlagen. Wo kömmt das Kind her? wer ist Vater dazu? das wußte Niemand zu sagen; Livorette am wenigsten. Aber der König verstand keinen Scherz, und die Thränen und Betheuerungen der armen Prinzessin dienten zu nichts, als ihn nur noch mehr aufzubringen. Er beschloß, sie mit dem Kinde von einem Felsen herabstürzen zu lassen, da er aber der Königin diesen Entschluß mittheilte, fiel sie halb todt zu seinen Füßen nieder, und bat ihn, einen so schrecklichen Befehl zu widerrufen. Sie bot ihm ihr Leben dar, nur möchte er die unglückliche Livorette und ihr unschuldiges Kind verschonen.

Die Thränen der Königin erweichten ihn zum Mitleiden; er warf sich in einen Lehnstuhl, bedeckte das Gesicht mit seinen Händen, sann lange nach, seufzte tief, und sagte endlich zu der Königin: er wolle Livorettens Strafe ihr zu Liebe noch aufschieben — aber sie ihr zu schenken, dazu könne er sich nicht entschließen. — Die Königin war froh, wenigstens einen Aufschub gewonnen zu haben; dankte dem König und widersetzte sich nicht weiter, als er befahl, Livoretten in einen finstern Thurm einzusperren. Hier beweinte sie ihr trauriges Schicksal, und das einzige, was sie tröstete, war das Bewußtseyn ihrer Unschuld. Ihr Kind bekam sie nicht zu sehen, und erfuhr auch nichts von ihm.

Den heftigsten Kummer machte diese Begebenheit dem unglücklichen Alidor, der die Entfernung von seiner Geliebten und das Bewußtseyn, ihr alles dieses Unglück zugezogen zu haben, nicht zu ertragen im Stande war. Er verfiel in eine tiefe Schwermuth, welche endlich zum Wahnsinn ward. Er warf sein Geld und seine Kostbarkeiten auf die Straße, lief in den Wäldern umher und zerriß seine Kleider. Wem er mit seinem langen Bart,

seinen verwirrten Haaren entgegen kam, der entsetzte sich vor ihm, und sein trauriges Schicksal, dessen Ursache freilich Niemand errieth, ward von Jedermann bemitleidet. Der Delphin begab sich auf den Grund des Meeres und ließ den Bosheiten der Fee Grognette, welcher er keinen Widerstand mehr thun konnte, freies Feld.

Der kleine Prinz wurde unterdessen am Hofe erzogen; aber der König hatte ihm sein Leben nur darum erhalten, damit er durch ihn erfahren möchte, wer sein Vater sey. Eines Tags ließ er bekannt machen, daß alle Herrn vom Hofe seinem Enkel etwas zum Geschenke bringen sollten. Sie erschienen ohne Verzug und überreichten dem kleinen Prinzen, in Gegenwart des Königs, ihre Geschenke. Er nahm sie alle gleichgültig an, und bei aller Aufmerksamkeit konnte der König doch nicht wahrnehmen, daß er dem einen mehr als dem andern wohlwollte, oder ihn besonders freundlich anlächelte.

Er ließ daher noch einmal bekannt machen, daß, wenn irgend ein Herr vom Hofe ermangeln würde, zu erscheinen, er als schuldig betrachtet und bestraft werden würde. Jedermann war bereit, den Befehl des Königs zu erfüllen; nur Alidor würde auch von dieser zweiten Aufforderung nichts erfahren haben, wenn nicht der Stallmeister, der ihn zuerst am Hofe empfohlen hatte, ihn von ungefähr in einer Höhle gefunden hätte. Nun, Alidor, sagte er, wollen Sie denn der Einzige seyn, der dem kleinen Prinzen nichts zum Geschenke bringt? Haben Sie nichts von dem Edikte erfahren, das der König hat publiciren lassen? Wollen Sie sich dem aussetzen, daß der König Sie als einen Verbrecher der beleidigten Majestät hinrichten läßt? — Meinethalben, antwortete der Prinz, ich habe nichts dagegen. Aber warum störst Du mich in meiner Ruhe? — Aus der besten Absicht von

der Welt, erwiederte der Stallmeister. Ich möchte Sie gern wieder an das Tageslicht hervorziehen. Sie müssen mit mir an den Hof gehen und dem kleinen Prinzen Ihre Aufwartung machen. — Ich? rief Alidor, und sah starr vor sich hin. Ich? dem Prinzen? Bedenken Sie doch — Ich bin auch gar nicht dazu angezogen. — Wenn es darauf ankömmt, sagte der Stallmeister, so will ich Ihnen die besten Kleider aus meiner Garderobe geben. — Gut, antwortete Alidor — ich habe mich lange nicht in Staat gesehen.

Sie verließen die Höhle und Alidor war sehr folgsam. Der Stallmeister ließ ihm die Wahl unter seinen Kleidern; er wählte sich einen schwarzen Anzug, war aber durch keine Vorstellungen zu bewegen, ein Halstuch umzubinden und Schuhe anzuziehen. Als er an die Thüre kam, fiel ihm ein, daß man dem Prinzen ein Geschenk machen müßte. Eine Nadel lag auf der Erde, er hob sie auf und näherte sich dem Prinzen mit diesem Geschenk. Ob er nun gleich so fürchterlich aussah, daß die Ammen im Begriff waren, mit dem Kinde davon zu laufen, so ward ihn dieses doch kaum gewahr, als es die Arme nach ihm ausstreckte und zu ihm verlangte. Dann fiel es ihm um den Hals und konnte sich eben so wenig von Alidor trennen, als Alidor von dem Kinde.

Der König wußte nicht, ob er seinen Augen trauen sollte, als er diese Wirkung des Instinktes sah. Er suchte zwar seinen Zorn zu verbergen, aber kaum war er allein, als er, ohne der Königin ein Wort davon zu sagen, zweien seiner Cavaliere befahl, Livoretten aus ihrem Thurm, wo sie nun vier Jahre geschmachtet hatte, herauszulassen, sie mit Alidor und dem kleinen Prinzen in eine Tonne zu stecken, ihnen einen Topf mit Milch, eine Flasche Wein und ein Brödchen mitzugeben, und sie so dem Meere zu übergeben.

Die beiden Cavaliere boten zwar alle ihre Beredtsamkeit auf, Gnade für diese armen Schlachtopfer zu erflehen, aber der König war so aufgebracht, daß er gar nichts hören wollte und ihnen zu wiederholtenmalen mit den härtesten Ausdrücken auferlegte, seinen Befehl auf das pünktlichste zu erfüllen. Sie begaben sich also in den Thurm, wo sie die Prinzessin, an Händen und Füßen gefesselt, auf einem elenden Strohlager fanden. Sie verkündigten ihr unter Seufzern und Thränen den Befehl ihres Vaters und die Ursache ihrer Erscheinung. Als sie diesen vernahm, weinte sie bitterlich und sagte: Die Götter sind meine Zeugen, daß ich unschuldig bin! In meinem sechszehnten Jahre, zu den schönsten Hoffnungen geboren, soll ich ein Raub der Wellen werden! Aber ich will Euch nicht mit meinen Klagen betrüben. Mein Vater hat mich gelehrt, den Tod als wünschenswerth anzusehen; ich will ihm gern gehorchen. Nur mein Kind will ich zu retten suchen. Hat denn seine Unschuld keine Gnade vor den Augen des Königs gefunden? Ist es nicht an Einem Schlachtopfer genug?

Die beiden Abgeordneten konnten ihr hierauf nichts antworten. Sie mußten gehorchen. Nun wohl, sagte die Prinzessin, es sey. Nehmt mir meine Fesseln ab, ich folge Euch nach. — Der Kerkermeister kam und feilte ihre Ketten entzwei, wobei sie große Schmerzen ausstand. Aber sie ertrug alles mit bewundernswürdiger Geduld. Sie trat aus ihrem Kerker, schön wie die Sonne, wenn sie aus den Schatten der Nacht hervortritt, und wer sie sah, bewunderte ihren Muth und beklagte ihr Schicksal.

Alidor und der kleine Prinz erwarteten sie an dem Ufer des Meeres, wohin sie von der Wache geführt worden waren. Beide waren noch ganz mit ihrer Bestimmung

unbekannt. Als die Prinzessin ihren Sohn sah, stieß sie einen schmerzlichen Schrei aus, nahm ihn in ihre Arme und küßte ihn auf das zärtlichste. Jetzt erfuhr sie, daß sie mit Alidor ersäuft werden sollte. Ihr Götter, rief sie aus, Ihr verleiht mir noch den einzigen Trost, mich vor den Augen der Welt zu rechtfertigen, indem Ihr mich gerade mit dem Manne zu Grunde richtet, gegen den mein Herz immer den meisten Widerwillen empfand. — Alidor seiner Seits lachte, als er die Prinzessin sah. Ei, wo kömmst du denn her? sagte er zu ihr. Haben sie dir auch ein Mädchen genommen? Viel Neues hat sich zugetragen, seitdem Livorette verreist ist. Ich und die ganze königliche Familie sind toll geworden und liegen an Ketten. Ich will dir auf der Reise Wunderdinge erzählen; denn wir reisen zusammen nach dem Meeresgrund. Hörst du? Vergiß nicht, mich aufzuwecken, wenn ich schlafe, denn ich schlafe bis an den hellen Mittag, wenn mich Niemand weckt.

Livorette warf sich mit ihrem Knaben auf dem Arm in die Tonne, und Alidor sprang hintendrein, jauchzend vor Freude, daß er eine Reise in das Königreich der Delphine und Salmen machen sollte. Die Tonne wurde zugemacht und von dem Felsen herab in das Meer gestürzt. Das ganze versammelte Volk stieß einen Schrei des Unwillens aus, als die Tonne hinabstürzte, alles schluchzte und weinte und sah ihr so weit nach, als es konnte. Alidor war ganz unbekümmert; er fand das Brod und den Wein, fing an, mit dem größten Appetit zu essen und zu trinken, und sang und plauderte dazu, ohne aufzuhören. — Endlich sagte die Prinzessin: Alidor, laß mich doch wenigstens in Frieden sterben und halte mit deiner unvernünftigen Lustigkeit ein. — Was hab ich dir denn gethan, antwortete Alidor, daß ich nicht lustig

seyn soll? Weißt du was? Ich habe hier einen Fisch zum Freund, der mir alles zu Gefallen thut. Wenn du Hunger oder Durst hast, so kannst du nur ganz unbesorgt seyn; ich ruf ihn und er bringt mir alles, was ich will. Wenn wir hier das schöne Haus nicht hätten, so wollt ich mir einen Pallast von ihm bauen lassen, der seines Gleichen sucht. — Nun, so ruf ihn doch, sagte Livorette. Warum zauderst du so lange? Wenn du warten willst, bis ich Hunger habe, so wird mir deine Hülfe zu spät kommen. Sieh, mein Kind stirbt; eile, ich bitte dich, damit ich sehe, ob du die Wahrheit redest.

Alidor rief nun den Delphin, ohne zu zaudern; der Delphin erschien und bat um Befehl. Bist du da? sagte der Prinz. Die Tonne ist so gut verwahrt, daß ich keinen Stich sehe. — Sage nur, was du willst; fuhr der Delphin fort. — Musik; antwortete der Prinz, ohne sich zu besinnen. Sogleich ertönte die lieblichste Musik. — Aber mein Gott, rief die Prinzessin voll Ungeduld, was soll uns jetzt die Musik helfen? — Nun, so sag doch nur, was du willst, versetzte Alidor; du hast weder Hunger noch Durst; was soll ich dir denn schaffen? Willst du vielleicht schöne Kleider? Delphin.... Livorette ließ ihn nicht ausreden. Uebertrage mir deine Gewalt über den Delphin, sagte sie. — Von Herzen gern, antwortete jener. Warum hast du denn das nicht schon lange gesagt? Delphin, ich befehle dir, der Prinzessin Livorette in allen Stücken pünktlichen Gehorsam zu leisten. — Sie kann befehlen, sagte der Delphin. Sogleich verlangte Livorette auf eine reizende Insel in einen schönen Pallast gebracht zu werden. Den Pallast sollten herrliche Gärten umgeben, von Bächen umflossen; mitten in dem Garten sollte ein Baum stehen mit goldenem Stamm und silbernen Aesten, und drei Orangen sollten an diesem Baume

wachsen, die eine von Diamant, die andere von Rubin, die dritte von Smaragd. Ueberdieß sollte der Palast vergoldet und ihre ganze Geschichte darinnen abgemalt seyn. — Mehr nicht, als das? sagte der Delphin. — Das ist mehr als zu viel, antwortete die Prinzessin. — Gut, erwiederte der Delphin, denn es ist schon alles bereit. — Nun wünsche ich noch, fuhr Livorette fort, einen Umstand zu wissen, der mir vieles Nachdenken verursacht hat, und der dir vielleicht nicht unbekannt ist. — Ich verstehe, sagte der Delphin, du möchtest wissen, wer dein Gemahl ist. Dieß ist Niemand anders, als dein Kanarienvogel Bibi, und dieser Bibi ist Prinz Alidor, der hier neben dir sitzt. — Delphin, schrie Livorette, du spottest meines Unglücks! — Ich schwöre dir, antwortete der Delphin, bei deinen schönen Augen, daß ich ein Fisch bin, welcher auf Ehre hält, und nie ein Wort sage, das nicht die strengste Wahrheit ist.

Aber mein Himmel, fuhr Livorette fort, wenn ich auch deinen Schwüren glauben wollte, so ist mir doch unbegreiflich, wie mein Bibi und Alidor Eine Person seyn sollen. Indeß befehle ich dir, dem armen Alidor seine Vernunft wieder zu geben, ihn mit allen Reizen und aller Anmuth auszuschmücken, und mir zu sagen, warum du ihn einen Prinzen nennst. — Der Delphin gehorchte auf der Stelle, und Livorette erfuhr den ganzen Verlauf ihrer sonderbaren Schicksale.

Während sie sich mit dem gefälligen Fisch unterhielt, landete die Tonne an einer Insel; der Delphin warf sie an's Land und sie öffnete sich. Alidor fiel Livoretten zu Füßen; er hatte seinen Verstand wieder bekommen und seine Züge hatten sich so verändert, daß man ihn mit Mühe erkannte. Er bat sie wegen seiner Verwandlung auf das zärtlichste um Verzeihung, und sie konnte nicht

umhin, ihm ein Vergehen zu verzeihen, wozu ihn die heftigste Leidenschaft gezwungen hatte.

Die Prinzessin war sehr vergnügt. Sie war den Augenblick der schrecklichsten Gefahr entgangen, und seit länger als vier Jahren hatte sie das Tageslicht nicht anders, als mit weinenden Augen gesehen. Sie dankte den Göttern für ihre Rettung, und dann dem Delphin, der ihr zur Hülfe gesendet worden war. Der Prinz war nicht weniger glücklich. Als sie noch in dem ersten Genuß ihrer Freude waren, hörten sie den Schall von Trompeten, Pfeifen und Trommeln und ein lautes Wiehern von Pferden. Es waren die Equipagen des Prinzen und der Prinzessin mit ihrer sämmtlichen Leibgarde. Einige Damen kamen ihnen entgegen gefahren und stiegen aus, sie zu bewillkommnen und ihr zu sagen, daß sie Befehl von dem Delphin erhalten hätten, sie als Regenten dieser Insel zu betrachten, und daß sie eine große Anzahl treuer Unterthanen finden würden. Alidor und Livorette empfingen sie mit der größten Hoflichkeit und freuten sich, die Bekanntschaft so artiger Leute zu machen. Sie setzten sich hierauf in einen offenen Wagen, der von acht geflügelten Pferden gezogen wurde, die sich von Zeit zu Zeit in die Luft erhoben und sich dann sanft wieder herunter ließen.

Sie befanden sich noch in der mittlern Region, als sie an dem Abhang eines Hügels, der die Aussicht auf das Meer hatte, einen Palast entdeckten, dessen Mauern von Silber, aber so durchsichtig waren, daß man bis tief in die Zimmer hineinsehen konnte. Die Gärten, welche ihn umgaben, waren mit dem größten Geschmack angelegt. Dunkle Haine waren mit blumichten Auen vermischt, durch welche krystallhelle Bäche rieselten, die sich bisweilen in hohen Fontainen erhoben, bisweilen schäumend von Felsen herabstürzten. Als der Prinz und seine

Gemahlin in dieses Feenschloß eintraten, hörten sie von allen Seiten: Es lebe unser König Alidor! hoch lebe Livorette! Möchten sie Glück und Zufriedenheit in dieser Wohnung finden!

Nachdem sie ein wenig ausgeruht und gespeist hatten, trat der königliche Schatzmeister in das Zimmer und fragte sie, ob es ihnen gefällig wäre, sich in die nächste Gallerie zu erheben. Sie folgten ihm und fanden hier, längs der Mauer, eine Reihe von Brunnen, mit Eimern von Saffian und mit goldenen Reifen eingefaßt. Sie fragten den Schatzmeister, was diese Brunnen bedeuteten. Er antwortete, daß in denselben unversiegbare Quellen von Reichthümern strömten, und daß man, um Geld zu haben, nur den Eimer herabzulassen und die Münzsorte zu bestimmen brauche, welche man zu haben wünsche. Wer einen guten Gebrauch von dem Gelde zu machen wisse, der fände hier so viel er wollte; aber man hätte Beispiele, daß Geizige, die das Geld nur in ihrem Kasten zu verschließen wünschten, den Eimer voll Kröten und Schlangen heraufbrachten.

Der Prinz und die Prinzessin bewunderten diese Brunnen, uud stellten verschiedene Versuche an, welche die Wahrheit dessen bestätigten, was der Schatzmeister gesagt hatte. Sie besahen hierauf noch andere Merkwürdigkeiten des Schlosses, und als es Abend ward, begab sich Alidor in sein Schlafzimmer und die Prinzessin mit ihrem Sohn in das ihrige.

Livorette schlief bis um eilf Uhr an den hellen Mittag; Alidor aber war schon früh aufgestanden, um auf die Jagd zu gehen und noch vor dem Erwachen seiner Geliebten zurück zu seyn. Als er hörte, daß er ihr aufwarten konnte, kam er in ihr Zimmer, von einigen Cavalieren begleitet, welche das geschossene Wildpret auf

goldenen Schüsseln trugen und der Prinzessin zu Füßen legten. Zugleich bat sie Alidor, indem er sie in den lebhaftesten Ausdrücken seiner Liebe versicherte, daß sie eine Zeit bestimmen möchte, wo sie seine Treue krönen und ihm öffentlich ihre Hand geben wollte.

Mein Prinz, antwortete sie, ich bin fest entschlossen, hierin durchaus nichts zu bestimmen, bis ich die Erlaubniß meiner königlichen Eltern habe. Diese Antwort war ein Donnerschlag für den zärtlichen Alidor. - Wozu verdammen Sie mich? sagte er. Wissen Sie nicht, daß es unmöglich ist, ihre Bedingung zu erfüllen? Wir sind kaum dem schrecklichsten Tode entgangen, den uns Ihre Eltern bestimmt hatten, und Sie können glauben, daß sie in unser Glück einwilligen werden? Aber ich verstehe Sie. Sie lieben mich nicht und Sie suchen diese Ausflucht, um sich auf immer von meiner beschwerlichen Liebe loszumachen. — Sie beurtheilen mich unrecht ,antwortete Livorette. Ich schätze Sie hoch, ich liebe Sie, und ich habe Ihnen alles das Unglück verziehen, das Ihre Verwandlung mir zugezogen hat. Sie hätten uns beiden viel Jammer ersparen können; denn es ist nicht wahrscheinlich, daß mein Vater seine Tochter dem Sohne eines großen Königes sollte verweigert haben.

Die Leidenschaft schließt die kalte Ueberlegung nur allzuoft aus, erwiederte Alidor. Ich wählte den Weg, der mich am schnellsten zum Glücke führte. Aber ich bin untröstlich, wenn Sie den grausamen Entschluß nicht widerrufen, den Sie gefaßt haben. — Es ist mir unmöglich, ihn zu widerrufen, antwortete Livorette; wissen Sie, daß, als ich diese Nacht in tiefem Schlafe lag, Jemand an mein Bett kam und mich stark an dem Arme zog; ich schlug die Augen auf und sah bei dem düstern Schein einer Fackel eine kleine, schreckliche Figur, die

mich mit blitzenden Augen ansah. Kennst du mich? sagte sie zu mir. Nein, war meine Antwort. Ich bin die Fee Grognette, antwortete jene, und habe große Ursache, mit dem Prinzen Alidor unzufrieden zu seyn. Er hat sich auf meinen Felsen gesetzt, und er hat etwas an sich, das ich nicht leiden kann. Ich verbiete dir, ihn als deinen Gemahl zu betrachten, bis dein Vater und deine Mutter in Eure Verheirathung willigen. Wenn du es wagst, mein Verbot zu verachten, so werde ich mich an deinem Sohne rächen; er wird sterben und tausendfältiges Unglück wird nach seinem Tode dich treffen. — Bei diesen Worten blies sie die Asche der Fackel auf mich; ich erschrack. Du fürchtest dich? sagte die Fee. Ich verzeihe dir, wenn du meine Befehle befolgst.

Alidor erkannte die Gesinnungen seiner Feindin und beklagte sich bitterlich. Aber er mußte der Nothwendigkeit gehorchen, wenn er das, was ihm das liebste auf der Welt war, Grognettens Zorn nicht aussetzen wollte. Er hätte so glücklich seyn können, und eine Kleinigkeit mußte seinem Glück im Wege stehen. Die Einwohner der Insel wetteiferten, ihrem Könige zu gefallen, und das Land selbst bot ihm die mannigfaltigsten Vergnügungen dar. Von Livorettens Liebe wurde er täglich mehr überzeugt.

Von Zeit zu Zeit begaben sie sich an das Ufer des Meeres, um den Delphin zu sprechen, der sie jederzeit mit Vergnügen sah; aber wenn sie mit ihm von der Fee Grognette sprachen und ihn um seinen Beistand baten, suchte er zwar ihren Kummer mit Trostgründen zu lindern, aber etwas Gewisses wollte er ihnen nie versprechen. So verstrichen zwei Jahre. Alidor faßte mehrmalen den Entschluß, Gesandte an den König der Wälder zu schicken; aber der Delphin widerrieth es ihm, weil Grognette sie zuverläßig umbringen würde.

Als Livorettens Mutter das traurige Schicksal ihrer Tochter, ihres Enkels und Alidors erfahren hatte, verfiel sie in eine tiefe Schwermuth, welche ihre Gesundheit untergrub und sie gegen alle Freuden des Lebens unempfindlich machte. Jede Kleinigkeit erinnerte sie an ihre unglückliche Tochter, und in der Fülle ihres Schmerzens konnte sie sich nicht enthalten, dem Könige die bittersten Vorwürfe zu machen. Grausamer Vater, sagte sie, ist es möglich, daß du einen so unmenschlichen Entschluß hast fassen können. Wir hatten nur diese einzige Tochter; die Götter hatten sie uns gegeben; nur der Götter Wille hätte sie uns entreißen sollen. — Eine Zeit lang ertrug der König diese Vorwürfe mit einem philosophischen Gleichmuth; endlich ergriff ihn das Gefühl seines Unglücks selbst. Er hatte seine Tochter zu Grunde gerichtet; er hatte die Liebe seiner Gemahlin verloren; er fühlte sich allein und verlassen auf der Welt. Oft rief er aus, wenn er allein war: Meine Tochter, ach! meine geliebte Tochter, was ist dein Schicksal gewesen? Einziger Trost meines Alters, warum hab ich dich einem unglücklichen Ehrgeize aufgeopfert? Ach! ich kann Niemanden anklagen, als mich selbst und meine blinde Hitze.

Eines Tags, da er außerordentlich niedergeschlagen war, gestand er der Königin, daß seit dem unglücklichen Tage, an dem er Livoretten in das Meer hätte stürzen lassen, er keinen ruhigen Augenblick mehr genossen hätte. Ihr klagender Schatten verfolge ihn überall; er höre das Winseln ihres Kindes und er sehe voraus, daß sein Schmerz ihn verzehren würde. Dieses Geständniß vermehrte den Schmerz der Königin. Ach! sagte sie, was fangen wir an, uns zu trösten? Der König sagte, er habe von einer Fee reden hören, die seit einiger Zeit in dem Walde der Bären wohne; diese wolle er um Rath

fragen. Ich werde sie beglücken, erwiederte die Königin, wiewohl ich nicht weiß, was wir bei ihr thun können. Denn der Tod unserer geliebten Livorette und ihres Kindes ist, leider! nur allzu gewiß. — Der König ordnete dem ungeachtet die Reise an. Er fuhr mit seiner Gemahlin bei Anbruch des Tages fort, und die Fee, welche seine Ankunft in den Sternen gelesen hatte, kam ihm eine Strecke entgegen, um ihn zu empfangen.

Als die Reisenden die Fee erblickten, stiegen sie aus, umarmten sie und weinten bitterlich. Majestät, sagte die Fee, die Veranlassung ihrer Reise ist mir nicht unbekannt. Eine heftige Reue über den Tod ihrer Tochter verzehrt sie, und ich weiß ihnen keinen andern Rath zu geben, als ein gutes Schiff zu besteigen und nach der Delphineninsel zu fahren. Sie ist sehr weit von hier, aber Sie werden da eine Frucht finden, welche Sie Ihren Schmerz vergessen machen wird. Verlieren Sie keinen Augenblick. Es ist dieses das einzige Mittel, Sie zu trösten. — Der König und die Königin dankten der Fee für ihre Theilnahme und ihren guten Rath, überhäuften sie mit Geschenken und baten sie, während ihrer Abwesenheit für die Verwaltung des Reiches zu sorgen. Die Fee versprach es ihnen, und nun kehrten sie mit etwas leichtern Herzen nach Hause.

Das Schiff war bald ausgerüstet, und sie überließen sich den Wellen unter Anführung eines Steuermanns, der mehreremale auf der Delphineninsel gewesen war. Einige Tage über war der Wind ihnen günstig, endlich aber wurde er ihnen so widrig, und der Sturm nahm so überhand, daß das Schiff an einen Felsen geworfen wurde und scheiterte. In einem Augenblicke waren alle Passagiere zerstreut, und jeder suchte sein Leben zu retten, so gut er konnte.

Während dieser Zeit dachte der König an nichts, als an seine Tochter. Ich habe die Züchtigung verdient, die mir die Götter zuschicken. Warum hab ich Livoretten und ihren Sohn der Wuth der Wellen übergeben. — Diese Vorstellung quälte ihn so, daß er das Ende seines Lebens als ein Glück zu betrachten anfing, als er ganz unverhofft die Königin auf einem Delphin sitzen sah, der sie beim Herausfallen aus dem Schiffe aufgefangen hatte. Sie streckte ihre Arme nach dem Könige aus, und betete zu den Göttern, daß der Delphin doch auch zu ihrem Gemahl gelangen und ihn retten möchte. Es geschah. In dem Augenblick, da der König im Begriff war, unterzusinken, näherte sich ihm der Delphin und nahm ihn, mit Hülfe der Königin, auf den Rücken. Jetzt schöpften sie beide wieder einigen Muth, da sie sahen, daß sich der Himmel ihrer so sichtbarlich annahm. Gegen Abend setzte sie der Fisch an das Land.

Dieß war nun gerade die Insel, auf welcher Livorette und Alidor lebten. Sie gingen am Ufer spaziren; Livorette führte ihren Sohn an der Hand und ein zahlreicher Hofstaat begleitete sie; als sie zu ihrem großen Erstaunen zwei Leute auf dem Rücken des Delphins heranschwimmen ahen. Sie gingen ihnen entgegen, um sie in der Nähe zu sehen und willkommen zu heißen, und wie groß war ihre Ueberraschung, als sie den König und die Königin erkannten! Sie merkten bald, daß sie selbst nicht erkannt wurden; und dieß war sehr natürlich, da Livoretten ihre Eltern in sechs Jahren sie nicht gesehen hatten, und Alidor so sehr zu seinem Vortheile verändert worden war. Der Prinz endlich war in dieser Zeit auch viel größer geworden, und so war es sehr begreiflich, daß den beiden Majestäten gar nicht die Möglichkeit einfiel, ihre Tochter und ihren Enkel vor sich zu haben.

Livorette war kaum im Stande ihre Thränen zurückzuhalten; das Herz schlug ihr so sehr, daß sie fast kein Wort vorbringen konnte. Ach! Madam, sagte der König, Sie sehen hier einen unglücklichen Monarchen und eine trostlose Königin; wir haben weit von hier Schiffbruch gelitten, unsere ganze Reisegesellschaft ist umgekommen, und wir haben nichts als unser Leben gerettet, das selbst nur noch einen geringen Werth hat. — Majestät, antwortete die Prinzessin, Sie hätten an keinen Ort kommen können, wo man sich ein größeres Vergnügen daraus gemacht haben würde, Sie aufzunehmen und Ihnen ihre Unfälle vergessen zu machen. Erlauben Sie mir, sagte sie zu der Königin, daß ich Sie umarme. — Bei diesen Worten fiel sie ihr um den Hals, und die Königin drückte sie fest an ihre Brust, und sie fand, daß sie ihrer geliebten Livorette ähnlich sah. Alidor bot ihnen seinen Wagen an und sie fuhren zusammen in das Schloß. Hier that man alles, um den hohen Gästen Vergnügen zu machen; aber was ihnen die meiste Freude verursachte, war, daß die Schiffe des Prinzen, welche sich nicht weit von dem Orte befunden hatten, wo der König Schiffbruch litt, die sämmtliche Mannschaft gerettet hatten, und sie glücklich mit auf die Delphineninsel brachten.

Eines Tags erzählte die Königin Livoretten die Veranlassung ihrer Reise und bat sie, ihr Mittel zu schaffen, wieder in ihr Reich zurückzukehren. Ach! sagte sie, die Fee hatte uns versprochen, daß wir auf der Delphineninsel Trost gegen unsere Leiden finden würden. Wir sind durch ein sonderbares Schicksal auf dieselbe geführt worden, aber außer der gütigen Aufnahme, die Sie uns gemacht haben, haben wir für unsern Kummer keinen Trost gefunden.

Livorettens Herz hätte bei dieser Erzählung zerspringen mögen; Ströme von Thränen flossen über ihre Wangen herab. Die Königin dankte für ihre Theilnahme, umarmte sie und bat die Götter, sie mit ihrem Sohn zu erhalten und gegen alle widrigen Schicksale zu schützen.

Jetzt war das Schiff für den König und die Königin ausgerüstet, und der folgende Tag zur Abreise bestimmt. Noch hatten sie eins der größten Wunder des Palastes nicht gesehen; dieß war der goldne Baum mit silbernen Aesten, und mit den drei Orangen von Diamant, Rubin und Smaragd. Drei Wächter bewachten ihn Tag und Nacht, damit sich Niemand unterstände, ihn zu berauben. Den letzten Tag erst wurden sie zu diesem Baume geführt, und sie brachten lange Zeit damit zu, ihn mit der größten Aufmerksamkeit zu betrachten.

Als sie wieder in das Schloß zurückkamen, erwartete sie eine prächtige Mahlzeit; aber in dem Speisesaal war nur für zwei Personen gedeckt. Der König fragte nach der Ursache und man antwortete ihm, der Wirth und die Wirthin wollten heute die Ehre haben, ihre Gäste selbst zu bedienen. In der That baten sie die Majestäten, sich zu setzen, und Alidor, Livorette und der Prinz warteten ihnen auf. Als sie mitten in der Mahlzeit waren, traten die Wächter des goldenen Baumes in den Saal und meldeten mit erschrockenen Mienen, daß der Baum seiner Zierde beraubt wäre, und daß Niemand anders diesen Diebstahl begangen haben könnte, als die Personen, die ihn zuletzt besucht hätten. Der König und die Königin, welche wohl merkten, daß auf sie gezielt wurde, standen beleidigt auf, und erboten sich, alle ihre Taschen in Gegenwart des ganzen Hofs auszuleeren. Der König riß auch sogleich seine Schärpe ab und die

Königin öffnete ihr Corset, als, o Wunder! die Orangen hervorrollten. — Himmel, rief die Prinzessin aus, vergelten Sie uns die gute Aufnahme, die Sie bei uns empfangen haben, auf diese Art? — Der König und die Königin waren in der größten Verwirrung, suchten sich zu rechtfertigen und versicherten hoch und heilig, daß sie einer so niederträchtigen Handlung nicht fähig wären.

Nachdem diese Scene einige Augenblicke gedauert hatte, warf sich Livorette ihren Eltern zu Füßen und sagte zu ihnen: Sie sehen hier Ihre unglückliche Tochter zu Ihren Füßen, die sie mit Alidor und Ihrem Sohn den Wellen übergeben haben. Sie verurtheilten mich wegen eines Verbrechens, in welches ich niemals gewilligt hatte, und das mir eben so unbekannt war, als Ihnen der Diebstahl dieser kostbaren Früchte, die man in Ihren Kleidern zu verstecken gewußt hat. Haben Sie die Gnade, meiner Versicherung zu glauben, und mir zu verzeihen.

Diese Worte machten einen tiefen Eindruck auf das Herz des Königs und der Königin. Sie hoben ihre Tochter von der Erde auf und erstickten sie fast mit ihren Küssen und Umarmungen. Alidor erhielt, wie man denken kann, leicht Verzeihung. Die Hochzeit des Prinzen und der Prinzessin wurde mit der größten Pracht gefeiert. Der Delphin erschien dabei unter der Gestalt eines schönen und geistreichen Prinzen, und empfing den Dank der sämmtlichen Anwesenden. An Alidors Vater wurde eine Gesandtschaft abgeschickt, um ihm diese glücklichen Neuigkeiten zu melden, und ihm die Schicksale seines Sohns zu erzählen. Der Prinz und die Prinzessin kehrten in das Reich des Königs der Wälder zurück und lebten hier lange und glücklich. Ihrem Sohn blieb die Delphineninsel zum Eigenthum.

11.

Geschichte

Perthariteus und Ferandinens.

Es war einmal ein König der Lombardey; er der häßlichste Mann, so wie seine Gemahlin die schönste Frau von der Welt. Aber dafür hatte er das vortrefflichste Herz, während sie das boshafteste Weib war, das je die Erde getragen hatte. Sie litt nicht, daß er ihr zu nahe kommen durfte; er wagte nicht sie anzusehen, und dennoch zankte sie ohne Unterlaß mit ihm, weil sie keine Kinder habe. Aus seiner ersten Ehe hatte er einen Sohn und eine Tochter. Sie wurden von Jedermann im ganzen Königreich geliebt und angebetet; aber von ihrer Stiefmutter gehaßt und verfolgt; denn so wenig sie sich auch aus der Liebe machte, so war sie doch so eifersüchtig darauf, den ersten Rang unter den Schönheiten ihres Reichs zu behaupten, daß sie jedes Mädchen entführen ließ, dessen Reize sie rühmen hörte. Die Damen ihres Hofs waren sehenswerth wegen ihrer Häßlichkeit; während der König, den die Natur mit einer so unglücklichen Gestalt begabt hatte, sein größtes Vergnügen darin fand, die schönsten und wohlgebildetsten Mannspersonen an seinen Hof zu ziehen. Freilich kostete es ihm große Mühe, sie bei sich zu behalten; denn den meisten schien es unmög=

lich, sich an die häßlichen Fratzen der Hofdamen der Königin zu gewöhnen.

Die Königin haßte und verachtete, wie gesagt, ihren Gemahl. Kein Tag verging, an welchem sie es ihm nicht auf hundertfältige Weise fühlen ließ, und dennoch war er so sterblich in sie verliebt, daß er ihr in allen Stücken den Willen ließ. Sie war die unumschränkte Gebieterin seines Reichs und seiner Unterthanen, und ihre unrechtmäßigen Anmaßungen erstreckten sich sogar bis auf die Kinder ihres Gemahls. Am meisten hatte es die Prinzessin zu entgelten, da sie eben so schön war als ihre boshafte Stiefmutter. Sie hatte sie in einen Erker des Palastes verwiesen, wo Niemand es wagte, ihr die Cour zu machen. Eine Furie von Gouvernante war über sie gesetzt; ein altes bucklichtes Weib, das den ganzen Tag mit ihr schmälte, und sie selbst des Nachts durch ihr Schelten aufweckte. Alle Mühe ward angewandt, durch besonders dazu eingerichtete Kleider ihrem Wuchse zu schaden und ihren Teint zu verderben. Aber die Prinzessin war die Sanftmuth selbst, und in ihren größten Leiden waren Thränen ihr einziger Trost. — Dem Prinzen ward nicht viel besser mitgespielt. Seine Aufseher waren ebenfalls von der Königin gewählt und ihr gänzlich ergeben. Aber man wird in der Folge sehen, daß alle Strenge, die man bei ihm anwandte, nicht zureichte, ihn so geduldig als seine Schwester zu machen.

Der König war ein Vetter des Erzherzogs von Piacenza. Dieser Fürst hatte sich einst auf der Jagd verirrt, war in einem Schlosse mitten im Walde eingekehrt und hatte daselbst seinen Verstand verloren. Es gingen Geister in diesem Schlosse um; der Erzherzog hatte fürchterliche Dinge gesehen, und das Schrecken darüber hatte ihn wahnsinnig gemacht. Er hatte einen

Sohn und eine Tochter, die er zärtlich liebte, und niemals hatten die Kinder die Liebe ihres Vaters mehr verdient. Der Prinz hieß Pertharite und die Prinzessin Ferandine. Beide waren in Verzweiflung über den Zustand, in welchem sie den besten Vater erblickten. Sie schickten unverzügli ! an eine berühmte Zauberin, welche man für eine der Sybillen hielt. Sie wohnte an dem Avernischen See und nannte sich die Scheiden-Mutter, weil der Eingang ihrer Wohnung rund um mit Messer-Scheiden garnirt war. Jedermann, der Rath bei ihr suchte, mußte ein Messer mitbringen, und es in eine von diesen Scheiden stecken, ehe sie Antwort ertheilte. Die Antwort, welche diese gab, war nicht sehr tröstend. Um den Erzherzog zu heilen, sagte sie, müßten seine Kinder den Verstand ihres Vaters an eben der Stelle suchen, wo er ihn verloren hätte. Die Minister und alle Räthe widersetzten sich der Anwendung dieses Mittels mit dem größten Eifer. Es sey genug, daß dieses Ungück ihren Fürsten betroffen, und es wäre Thorheit, die Ueberbleibsel seiner Familie derselben Gefahr auszusetzen. Ihre Vorstellungen blieben ohne Erfolg. Pertharite war fest entschlossen, sich durch nichts abwendig machen zu lassen. Er wollte das Abenteuer allein bestehen. Aber seine Schwester war eben so standhaft in ihrem Entschlusse, und alle Bemühungen, sie zurückzu halten, waren umsonst.

Der schöne Pertharite und die reizende Ferandine reisten zusammen ab, und der ganze Hof begleitete sie bis zu dem bezauberten Schlosse. Sie gingen allein hinein. Die übrigen blieben vierzehn Tage in dem Walde und erwarteten ihre Rückkehr: aber umsonst. Man gab sie verloren, und dieser Verlust versetzte ganz Piacenza in die tiefste Traurigkeit. Einige meinten,

man müsse sich an die Scheiden=Mutter halten, und sie als eine Hexe lebendig verbrennen. Der Präsident des Geheimenraths aber, der ein sehr kluger Mann war, und wohl wußte, daß sich die Zauberinnen nicht nur so verbrennen lassen, schlug vor, alle Leute von Stande aus dem ganzen Herzogthume mit den kostbarsten und reichsten Messern zu ihr zu schicken und sie um ihren Schutz anzuflehen. Die Kostbarkeit dieser Geschenke schien sie zu rühren. Die Messer wurden in die Scheiden gesteckt, deren sie so viele hatte, daß alle Messer der Erde nicht hinreichend gewesen wären, sie anzufüllen. —

Nachdem die Zauberin ihre Geschenke eingeschlossen, öffnete sie einen Schrank, aus welchem sie einen Kamm und ein Halsband nahm. Der Kamm steckte in einem Futterale und das Halsband, von glänzendem Stahle gemacht, war mit einem kleinen goldnen Schlosse verwahrt. Nehmt diese beiden Stücke, sagte sie, tragt sie an allen Höfen der Welt umher, bis ihr eine Dame findet, die schön genug ist, um dieses Halsband zu öffnen, und einen Mann, der die erforderlichen Vollkommenheiten besitzt, um diesen Kamm aus seinem Futterale zu ziehen. Sobald dieses geschehen ist, könnt ihr getrost nach Hause zurückkehren. Aber dieß ist auch alles, setzte sie hinzu, was ich für das Wohl eurer Gebieter zu thun vermag.

Die Gesandten, welche zu diesem Geschäfte ernannt waren, hatten schon ganz Italien durchreist, als sie ihre Ankunft dem Könige der Lombardei zu wissen thaten, welcher damals seinen Hof zu Mirandola, der Hauptstadt seiner Staaten, hielt. Das Unglück des Herzogs von Piacenza und der Verlust Pertharitens und der schönen Ferandine war ihnen schon zu Ohren gekommen. Er zweifelte nicht, daß seine Frau die erforderliche Schönheit

besäße, um das Halsband zu öffnen, und daß unter der blühenden Jugend, die er an seinem Hof versammelt hatte, sich gewiß einer finden würde, der Verdienste genug habe, um den Kamm aus seinem Futterale zu ziehen: aber das begriff er nicht, wie dieß ein Mittel gegen den Wahnsinn seines Vetters seyn könne. Er ließ indeß alles zur Aufnahme der Gesandten vorbereiten, welche in einigen Tagen ankommen wollten. Die Königin that während dieser ganzen Zeit nichts, als sich baden, frisiren und schminken. Bei aller Zuversicht, die sie auf ihre Reize setzte, fühlte sie dennoch eine lebhafte Unruhe, wenn sie an die Wirkung dachte, welche die Schönheit der Prinzessin hervorbringen könnte, ungeachtet man alles aufbot, um sie zu Grunde zu richten. Ihre Gouvernante lief in der ganzen Stadt umher, einen redlichen Arzt aufzusuchen, der ihr die Blattern einimpfen solle. Da sie keinen fand, bekam sie große Lust, ihr ein Auge auszuschlagen, und dann zu behaupten, daß sie es durch irgend einen Zufall verloren hätte. — Der Prinz war entschlossen, den Abgesandten auf eine gewisse Strecke entgegenzugehen, und ließ den Herren vom Hofe ansagen, sich fertig zu halten. Diese beteten ihn an, aber sie wagten es nicht, ihm ihre Achtung zu bezeigen, weil die Königin, die eben so gebieterisch als schön, und eben so mächtig als ihr Gemahl schwach war, es nicht für gut befand. Der Prinz, der von Natur zum Staatsmanne geboren war, that sein Möglichstes, um seine Empfindlichkeit, wenigstens aus Achtung für seinen Vater, zu verbergen.

Als er im Begriffe war, zu Pferde zu steigen, näherte sich ihm ein junger Edelmann, der ihn mit Thränen in den Augen bat, das Pferd nicht zu besteigen, welches man ihm gegeben hätte, weil es das unbändigste und wildeste aus dem ganzen Marstalle sey; daß kein

Vater, erster Stallmeister der Königin, es ausdrücklich in der Absicht ausgelesen hätte, damit ihm ein Unglück begegnen sollte. Der Prinz befahl ihm leise, sich nichts merken zu lassen, und bestieg muthig sein Pferd. Jenem wäre indeß sein guter Rath bald theuer zu stehen gekommen, denn ehe sich noch der Prinz fest im Sattel gesetzt hatte, schlug es unbändig nach ihm aus. Er sprang noch glücklich bei Seite und der Prinz setzte seinen Weg fort. Jetzt kam es ihm sehr zu statten, daß er gut zu Pferde saß. Denn er war auch hierin der vollkommenste Mann, den schönen Pertharite ausgenommen. Das unbändige Thier gerieth in Wuth, als es in das freie Feld kam. Es wieherte, sprang und tobte ohne Ende. Der Prinz ritt es, daß der Schaum auf ihm stand, und er selbst wie aus dem Wasser gezogen war; als er endlich glaubte, es ganz zahm gemacht zu haben, bäumte es sich, sprang uber die Brustwehr in den Fluß und ersoff; der Prinz war so glücklich, sich an das Ufer zu retten, und ohne sich das Mindeste merken zu lassen, ging er in sein Zimmer, sich umzukleiden.

Der König, die Königin und der ganze Hofstaat waren auf einem großen Platze auf einem Balkon versammelt, um die verlangten Versuche anzustellen. Der Prinz war mit seiner Toilette sehr bald fertig geworden und eilte ebenfalls herbei. Noch nie war er so schön gewesen. Das Volk empfing ihn mit lautem Freudengeschrei.

Die Gesandten kamen einen Augenblick später an als der Prinz. Statt ihre Complimente anzunehmen, sagte die Königin zu ihrem Stiefsohne, daß sie sich wundere, wie er eine so unschickliche Zeit habe wählen können, sich zu baden, und frug ihn in einem spöttischen Tone, ob er das Wasser gut gefunden hätte. Ihre häßlichen Hof-

damen fanden diesen Scherz allerliebst und belachten ihn aus vollem Halse. Während die Königin fortfuhr zu scherzen, kam die Prinzessin an. Bei ihrem Anblicke hörte man ein unwilliges Murmeln unter dem ganzen Volke, und die wenigsten konnten sich der Thränen erwehren. Das Hofgesinde entsetzte sich und die Gesandten wußten nicht, was sie sagen sollten, da sie diese Prinzessin erblickten, die man ihnen eben so reizend als die schöne Ferandine geschildert hatte. Sie war häßlich angezogen, noch häßlicher aufgeputzt, denn auf einer Seite hatte man ihr alle Haare abgeschnitten, und, um sie noch lächerlicher zu machen, hatte man sie mit gelbem Ocker geschminkt. Oft blieb sie stehen, und die Schaam über ihren Aufzug preßte ihr heiße Thränen aus. Aber auch diesen Trost wollte die grausame Gouvernante ihr rauben, die hinter ihr herging und sie alle Augenblicke in den Rücken stieß, um sie vorwärts zu treiben. Sie mußte sich neben die Königin setzen, die in dem höchsten Glanze ihrer Schönheit und ganz mit Edelsteinen bedeckt war. Dieß war noch nicht genug, sondern die häßlichen Hofdamen schlugen noch überdieß ein lautes Gelächter auf, als die betrübte Prinzessin gezwungen ward, sich neben ihre reizende Mutter zu setzen.

Der König schlug die Augen nieder und verging beinahe vor Mitleid und Schaam; aber da er nicht Mann genug war, weder der Königin seinen gerechten Zorn fühlen zu lassen, noch auch diesem Schauspiele länger beizuwohnen, verließ er seinen Platz, nachdem er den Gesandten gesagt hatte: es sey eben nicht wahrscheinlich, daß er, als der häßlichste von allen, auf eine Ehre Anspruch machen dürfte, die dem vollkommensten und schönsten Manne bestimmt sey. Seinen Platz befahl er seinem Sohne einzunehmen.

Der Prinz ließ ohne Zeitverlust den Versuch anstellen. Man reichte, auf seinen Befehl, dem Stallmeister der Königin zuerst den Kamm, und da er nicht im Stande war, ihn herauszuziehen, ließ ihn der Prinz auf die Folter legen, wo er gestand, daß er die Absicht gehabt habe, ihn aus dem Wege zu räumen. Das Volk entsetzte sich über die Abscheulichkeit dieses Verbrechens, bemächtigte sich seiner und steinigte ihn, so gerne ihn auch der Prinz um seines Sohnes willen gerettet hätte. Hierauf überreichte man das Halsband der alten Gouvernante, welche vergebens auf ihre Kniee fiel und um Erbarmen flehte. Sie bemühte sich umsonst, es zu öffnen, denn sie war noch boshafter als häßlich. Der Prinz befahl, sie auf der Stelle zu verbrennen, ohne sich an seine Stiefmutter zu kehren, die sich so weit herabließ, eine Vorbitte bei ihm einzulegen, und ließ sie an das andere Ende der Stadt führen, um der Versammlung den übeln Geruch zu ersparen. Das ganze Volk schrie laut auf vor Freuden über diese schnelle Justizpflege, aber die Damen der Königin und die Königin selbst spielten dabei eine desto kläglichere Rolle.

Der Prinz befahl Stillschweigen, um die Versuche fortzusetzen. Er setzte hinzu, daß fernerhin Niemand eine Strafe zu fürchten habe, und daß er nur bei diesen Nichtswürdigen die Gelegenheit ergriffen habe, sie zum Geständnisse ihrer Verbrechen zu nöthigen und sie zu strafen.

Die Gesandten fanden diese Rede ungemein verständig. Die Königin aber, gegen die man noch nie aus diesem Tone gesprochen hatte, war in der größten Bestürzung. Der Prinz befahl nun den Hofdamen, seine Schwester anzukleiden, wie es sich für ihren Rang und ihr Alter schicke, und bei Lebensstrafe diesen Befehl, wie es sich gebühre, zu befolgen. Man gehorchte ihm. Die

Prinzessin kam so schön zurück, daß man die fehlenden Haare gar nicht bemerkte. Der Kamm ging nun durch alle Hände und Niemand zog ihn heraus. Als man aber das Halsband den häßlichen Hofdamen der Königin präsentirte, schrie die ganze Versammlung aus vollem Halse. Die Königin nahm es endlich selbst, und nach einigem Bestreben öffnete sie es zwar, aber es schnappte in demselben Augenblicke wieder zu, und mit einem so fürchterlichen Krachen, daß sie ohnmächtig niederfiel und man sie für todt von dem Platze trug.

Es war Niemand mehr übrig, als der Prinz und seine liebenswürdige Schwester, und die Abgesandten fürchteten schon, daß sie auch hier ihren Kamm und ihr Halsband würden mitnehmen müssen. Aber kaum hatte der Prinz das Futteral berührt, als der Kamm von selbst herausfuhr, und das Halsband öffnete sich in den Händen der Prinzessin, ohne sich wieder zuzuschließen. Das Volk erhob ein Freudengeschrei, das nicht aufgehört haben würde, wäre es nicht von einem Erdbeben unterbrochen worden, welches die ganze Stadt erschütterte, worauf ein Wirbelwind, mit Hagel und Blitzen vermischt, folgte, der die ganze Versammlung zerstreute. Von diesem Augenblicke an war der Prinz und die Prinzessin verschwunden. Als sich diese Nachricht verbreitete, entstand ein allgemeines Klagen im ganzen Königreiche; der König war nicht zu trösten, und alle Hofleute legten Trauer an und zerstreuten sich, um sie auf der ganzen Erde zu suchen. Was aber in die größte Verwunderung setzen wird, ist, daß die Verzweiflung der Königin den Kummer der übrigen bei weitem übertraf. Der Haß, den sie gegen den Prinzen und die Prinzessin gehegt hatte, hatte sich auf einmal in Zärtlichkeit verwandelt und zwar in eine so heftige Zärtlichkeit, daß sie sich die Haare ausriß, als

man ihr sagte, sie wären verloren gegangen. Sie ließ den König zu sich bitten, sie bat ihn tausendmal um Verzeihung wegen ihrer vorigen Aufführung, denn statt ihn wie sonst zu hassen und zu verachten, betete sie ihn an, und sie begann ihn für den liebenswürdigsten Mann anzusehen. Aber es war zu spät. Der König, der fast glaubte, daß sie seine Kinder durch irgend eine Verrätherei habe umkommen lassen, wagte es zwar nicht, sie zu strafen, aber er that ein Gelübde, sie niemals wieder zu sehen.

Während dieß am Hofe vorging, wollen wir ein wenig sehen, was aus dem Prinzen und seiner Schwester geworden war.

Das Ungewitter hatte sich in zwei verschiedene Wirbelwinde getheilt, davon einer den Prinzen, der andere seine Schwester eine ungeheure Strecke von ihrer Heimath weggeführt hatte. Die Prinzessin fand sich mitten in einem dicken Walde, und sah bald das Schreckliche ihres Zustandes ein. Alle Unglücksfälle, die ihr zustoßen konnten, boten sich ihrer Einbildungskraft dar. Wohin sie sah, erblickte sie nichts, als Bäume und Felsen, und nur der Wiederhall antwortete ihr, wenn sie ihren Bruder um Hülfe rief. Indem sie nun auf gut Glück durch die verwachsensten Pfade brach, begegneten ihr zwei ungeheure Wölfe, die auf Beute ausgingen, und mit aufgesperrten Rachen auf sie zuliefen. Sie that einen lauten Schrei und hielt die Hand vor die Augen, um wenigstens ihren schrecklichen Tod nicht zu sehen. Bei dieser Bewegung brachte sie zugleich das Halsband vor die Augen, und da die Wölfe es erblickten, thaten sie einen Sprung rückwärts und flohen, als wenn sie zehn Hunde hinter sich hätten. Eben das thaten einige Bären, die sie schon zu verschlingen glaubten, und dann noch einige Wölfe, die sich bei dem Anblicke des Halsbandes noch schneller

davon machten, als die ersten. So war die Prinzessin endlich auf einen breiten Weg gekommen, der durch den Wald führte; und mitten auf diesem Wege sah sie ein Dutzend Schäfer, die daselbst ihre Heerden weideten. Sie verdoppelte ihre Schritte, als sie sich an einem minder fürchterlichen Orte sah, um die Schäfer zu erreichen, und um Hülfe anzuflehen, aber wie sie den Mund zum Reden öffnete, sahen die Schaafe das Halsband, ergriffen die Flucht und die Schäfer eilten ihnen nach. Jetzt erst ward sie die Kraft dieses Halsbandes gewahr, und so verdrießlich sie auch war, dieß nicht eher bemerkt zu haben, so wurde sie doch auf der andern Seite durch diese Entdeckung sehr getröstet. Sie vertiefte sich noch mehr in dem Walde, um wieder einen von den Schäfern anzutreffen; aber sie mochte laufen und rufen, wie sie wollte, alles floh, ohne sich umzusehen. Ermüdet von diesem beschwerlichen Wege durch Dornen und Felsen ging sie langsamer fort, und ward in der Ferne ein altes Schloß gewahr. Dieser Anblick gab ihr neue Kräfte, in dem Augenblicke, da sie vor Mattigkeit niederzusinken glaubte. Sie näherte sich dem Schlosse, und erblickte einen weißen Fuchs, weißer als der Schnee, der über ihren Fußsteig lief, und dann, wie es schien, in der Absicht, ihr zu begegnen, wieder umkehrte. Als er noch sieben oder acht Schritte von ihr war, stand er still und betrachtete sie mit der größten Aufmerksamkeit; auch sie konnte ihre Blicke nicht von ihm wegwenden, denn es war unmöglich, ihn zu sehen, ohne von ihm entzückt zu seyn. —

Die Prinzessin verbarg geschwind ihr Halsband, um den Fuchs nicht zu erschrecken; sie hätte ihn um alles in der Welt willen nicht aus dem Gesichte verlieren mögen, denn außer dem feinen geistreichen Blicke, den er in seiner

Fuchs-Physiognomie fast mit allen Füchsen gemein hatte, besaß er noch ungemein viel Adel und Grazie in seinem ganzen Wesen. Sie näherte sich ihm, um zu sehen, ob er sich fangen ließe, oder ihr wenigstens in das Schloß nachfolgen würde, er aber wollte weder das eine noch das andere, sondern lief nach einer ganz entgegengesetzten Richtung, doch immer langsam genug, um ihr nicht aus dem Gesichte zu kommen. Nachdem sie so den übrigen Theil des Tages damit zugebracht hatte, ihm mit einer Beharrlichkeit, die ihre Kräfte weit überstieg, nachzulaufen, und sie sich kaum mehr vor Müdigkeit zu lassen wußte, entdeckte sie an dem Ufer eines Bachs, in der angenehmsten Gegend von der Welt, einen Palast. Hier lief der Fuchs hinein. Furcht und Ungewißheit hielt die Prinzessin einen Augenblick zurück. Sie war ungewiß, ob sie ihm folgen sollte, aber das Verlangen, ihren liebenswürdigen Fuchs nicht zu verlieren, behielt bald die Oberhand über jede andere Rücksicht. Sie ging also hinein. Der weiße Fuchs, welcher die Artigkeit selbst war, empfing sie am Thore, faßte mit den Zähnen ihre Schleppe, so sehr sie sich auch dagegen sträubte, bis sie über den Hof weg in ein Zimmer des Palastes gekommen waren. Hier warf sie sich auf ein Kanapee; und da sie ihren lieben Fuchs zu ihren Füßen sah, der sie mit Zärtlichkeit betrachtete, vergaß sie nicht nur ihre überstandenen Mühseligkeiten, sondern würde auch mit leichter Mühe] die ganze übrige Welt entbehrt haben, um beständig an dieser Stelle verweilen zu können.

Man wird sich erinnern, daß, während einer von den Wirbelwinden die Prinzessin von der Lombardei entführte, um sie mitten in einen Wald zu bringen, der andere den Prinzen, ihren Bruder, an dem Meeresufer niedersetzte. Hier ging er mit großen Schritten auf und

ab und dachte über die Begebenheiten des Tages nach. Nichts that ihm so weh, als seine verlassene Schwester, die jetzt den Grausamkeiten ihrer Stiefmutter noch weit mehr ausgesetzt seyn müßte, nachdem sie einen so ausgezeichneten Sieg über dieselbe errungen hatte. Er verlor sich in diesen traurigen Betrachtungen und unbemerkt hatten ihn seine Schritte an den Fuß eines Felsens geführt, der sich sanft von dem Ufer erhob und weit in das Meer hinaus erstreckte. Ohne zu wissen, was er that, stieg er bis auf die äußerste Spitze, wo er eine sehr weite Aussicht genoß. Hinter ihm lag eine wüste und einsame Gegend, aber im Meere in der Ferne eine Insel, die ihm unendlich reizend vorkam. Er wurde nicht müde, dahin zu sehen, und auf einmal fiel ihm ein, daß dort wohl seine Schwester seyn könne. Der Gipfel des Felsens war mit Moos und dichtem Grase bedeckt; er legte sich nieder, stützte seinen Kopf auf die Hand, und in tiefes Nachdenken versunken, richtete er seine schmachtenden Blicke nach dieser Insel, welche mit dem reizendsten Grün bedeckt und von blühenden Bäumen beschattet schien, und verließ seinen Posten nicht eher, als bis ihm die Dunkelheit der Nacht diesen Anblick entzog. Er verließ das Ufer und ging, so weit er konnte, landeinwärts, ohne jedoch eine Wohnung finden zu können. Er blieb also im Walde, wo er eine sehr dürftige Mahlzeit hielt und die Nacht, so gut er konnte, zubrachte. So bald der Tag anbrach, war sein erster Vorsatz, den Rückweg nach dem Schlosse seines Vaters zu suchen, weil er gewiß glaubte, daß die Prinzessin, seine Schwester, seinen Beistand höchst nöthig habe; aber er konnte sich schlechterdings nicht von dem Gedanken losmachen, daß sie auf der Insel seyn müsse. Er kehrte an das Meer zurück, ging hier eine Zeit lang auf und ab, und da er

den Felsen wieder bestieg, um die Aussicht auf di. Insel besser zu genießen, fand er den Pfad nicht mehr, der ihn das erstemal hinaufgeleitet hatte. Er ging also um den Fuß des Berges herum, um einen andern Weg zu suchen, als er plötzlich auf der andern Seite die schönste weibliche Stimme von der Welt vernahm. Er wagte sich also auf den schroffsten und gefährlichsten Weg, um an den Ort zu kommen, wo er singen hörte. Indessen sah er sie nirgends, und er vermuthete also, daß sie in einer andern Felsenkluft verborgen sey. Er setzte daher seinen Weg mit dem größten Eifer und mit so wenigem Geräusche, als möglich, fort, und als er nur noch einige Schritte von dem Orte, auf den er loseilte, entfernt war, fand er eine frische Haut von einem großen Fische auf den Sand ausgebreitet. Er entsetzte sich bei diesem Anblicke, und die Bewegung, die er machte, als er sich schnell von diesem häßlichen Gegenstande wegwandte, verursachte ein Geräusch, worauf er etwas in das Meer springen hörte. Nun kehrte er wieder um, sah aber die Fischhaut nicht mehr, und als er an den Ort kam, wo er hatte singen hören, fand er Niemand. Sein Erstaunen verdoppelte sich, als er hier das schönste Bad von der Welt in eine Grotte am Fuße des Felsens gearbeitet fand. Ein Bad, welches offenbar nicht allein von der Natur gebildet war. Es war rundum mit Marmor bekleidet, und die Wannen, in denen man sich badete, waren von Ebenholz mit Goldblech gefüttert. Er wußte gar nicht, was er zu allem dem sagen sollte, unerachtet er bis in die späte Nacht darüber nachdachte. Diese brachte er ebenso, wie die vorigen zu, und noch zwei oder drei andere, mitten im Walde, unter freiem Himmel, und ohne andere Nahrung, als wilde Früchte. Freilich kein angenehmes Leben für einen jungen Prinzen, aber

das war seine geringste Sorge. Alle Tage war er an das Ufer zurückgekehrt, ohne etwas zu sehen oder zu hören. Der Pfad, der ihn das erstemal auf den Gipfel des Felsens geführt hatte, erschien endlich wieder, er stieg schnell hinan und betrachtete die schöne Insel mit neuem Vergnügen. Aber kaum hatte er Zeit gehabt, wieder zu Athem zu kommen, als er die nemliche Stimme hörte, die ihn vor einigen Tagen entzückt hatte. Er eilte sogleich hinab, und da er etwa noch drei Schritte von der Grotte entfernt war, sah er wiederum die blutige Haut, über die er sich noch mehr als das erstemal entsetzte. Er machte ein Geräusch, wie das vorigemal, und auf einmal sah er einen häßlichen Fisch in das Wasser springen und die Haut verschwinden. Die Grotte fand er in demselben Zustande, wie das vorigemal, ausgenommen, daß die Badewanne noch voll Wasser war. Er steckte die Hand hinein und fand es warm. Nun zweifelte er gar nicht mehr, daß man hieher käme, um sich zu baden; aber das konnte er nicht begreifen, daß es ein Fisch wäre, der sich hier bade und der so melodisch sänge. Er kehrte nach dem Orte zurück, wo er ihn in das Wasser hatte springen sehen, und bemerkte auf der Oberfläche des Meeres eine lange Furche, die sich nach der Insel zu erstreckte. Den andern Tag legte er sich hinter einen Felsen, der den Eingang der Grotte bildete, auf die Lauer, um, wenn es möglich wäre, etwas Näheres von diesem Fische zu erfahren. Seine Augen waren nach der Insel gerichtet, indem er sich einbildete, daß er von dorther kommen müsse; als er auf einmal etwas Weißes von der Insel herkommen sah, das er anfänglich für ein kleines Fahrzeug mit einem Segel hielt.

Sobald es nah genug gekommen war, daß der Prinz erkennen konnte, was es war, sah er das reizendste weib-

liche Geschöpf von der Welt in einer Seemuschel. Mit einer Hand hielt sie den Zipfel eines großen weißen Schleiers, der mit dem andern Ende an dieses wundervolle Fahrzeug angeknüpft war, und dasselbe mit Hülfe der Zephiren lenkte. Er fiel sogleich auf seine Kniee, denn er hielt es für nichts geringeres, als die Göttin Thetis, die eine Spazierfahrt auf dem Meere mache.

Der Prinz von der Lombardei, der auf den Knieen vor seiner Göttin liegen blieb, hätte hunderttausend Augen zu haben gewünscht, um sie mit allen betrachten zu können. Sie hatte stille gehalten, als sie ihm gegenüber gekommen war; er fühlte nur allzubald, daß es um seine Freiheit gethan sey, denn Bewunderung und Liebe hatten sich seines Herzens zu gleicher Zeit bemächtigt, und dieß mit solcher Heftigkeit, daß er ganz außer sich war und große Tropfen schwitzte. Da er sein Schnupftuch herauszog, um sich abzutrocknen, ließ er den Kamm und das Futteral fallen, welche die weibliche Gestalt kaum erblickte, als sie einen lauten Schrei that und sich dem Ufer näherte, gleichsam um auszusteigen; aber der Prinz, beschämt, daß ein Instrument, welches sich so wenig für Helden schickt, aus seiner Tasche gefallen war, raffte ihn schnell auf und steckte ihn ein. Sie stieß hiebei einen noch lautern und heftigern Schrei aus, kehrte dann schnell um, segelte gegen die Insel zu und verschwand aus seinen Augen. Die Begierde des Prinzen, nach dieser Insel zu kommen, ward nun noch weit heftiger, und da er kein Fahrzeug hatte, so war er entschlossen, das Abenteuer Leanders zu wagen und hinüber zu schwimmen. Er fing schon an, sich zu entkleiden, als er auf dem Gipfel des Felsens ein Heulen hörte, wie die Hunde zu erheben pflegen, wenn sie in Angst sind; jetzt sah er den weißen Fuchs, der auf seinen Hinterpfoten saß, kläglich schrie

und mit den Vorderpfoten Bewegungen nach der Insel zu machte. Während ihn der Prinz aufmerksam betrachtete, kam auf das Geschrei und Winseln des weißen Fuchses ein kleines Fahrzeug von der Insel herbei und näherte sich dem Ufer. Der Fuchs stieg sogleich herab, und da er den Prinzen sah, that er einige Freudensprünge, küßte ihm die Hände und wollte ihm auch die Füße lecken, aber der Prinz, der ihn von dem ersten Augenblicke an liebte, wollte dieß durchaus nicht zugeben.

Während diesen Höflichkeitsbezeugungen von beiden Seiten war das Schiff angelandet; der Fuchs machte dem Prinzen ein Zeichen, die Kleider, die er ausgezogen hatte, wieder anzulegen, und mit ihm das Fahrzeug zu besteigen; aber ehe er nach dem Wohnplatze seiner Göttin abfuhr, erinnerte er sich des fatalen Streichs mit dem Kamme, zog ihn unwillig aus der Tasche und wollte ihn eben ins Meer werfen, als der Fuchs ein ängstliches Geschrei ausstieß, ihn bei dem Aermel faßte und ihn nicht eher losließ, bis er Kamm und Futteral wieder in die Tasche gesteckt hatte. Das Schiff fuhr nun von selbst fort; aber kaum waren sie zwanzig Schritte vom Ufer entfernt, als sie an demselben ein Geräusch von Pferden hörten. Ein Reiter, welchem mehrere nachzufolgen schienen, kam bis an das Ufer, spannte seinen Bogen, legte einen Pfeil darauf und schoß den weißen Fuchs durch und durch. Dieser seufzte tief, sah den Prinzen traurig an und schloß dann die Augen, als wenn er sie nie wieder öffnen würde. Dieser Vorfall zerriß dem Prinzen das Herz; ohne etwas anders, als seinen Schmerz um Rath zu fragen, warf er sich in das Meer, um den Tod des Fuchses zu rächen. Er erreichte auch das Ufer, als er aber ankam, fand er Niemand mehr, da er die Spur des Mörders verloren hatte, welchen die Felsen, mit denen das Ufer bedeckt

war, seinen Blicken und seiner Verfolgung entzogen. Nun eilte er nach der Küste zurück, um wo möglich das Schiff wieder zu erreichen und zu sehen, ob dem armen Fuchse noch zu helfen wäre. Auch dieß war umsonst. Auf dem Meer war alles eben so verschwunden, wie auf dem Lande, und die süßen Hoffnungen des Prinzen von seinem nahen Glück entflohen zu gleicher Zeit. Er stand nun an dem Ufer des Meers, von aller Gesellschaft verlassen, und fühlte sich von mannigfaltigen Empfindungen durchdrungen. Er konnte sich nicht entschließen, eine Gegend zu verlassen, in welcher er Zeuge von so außerordentlichen Dingen gewesen war. Der Fuchs, die Nymphe und der Fisch beschäftigten wechselsweise seine Gedanken, und doch war es ihm unmöglich, zu rathen, was aus ihnen geworden sey. Nur so viel wußte er, daß er niemals gegen Jemand mehr Liebe, als gegen diese Nymphe, nie mehr Abscheu, als gegen die Fischhaut und nie mehr Freundschaft für etwas empfunden habe, als für den unglücklichen Fuchs. Die Herannäherung der Nacht und ein entferntes Wetterleuchten, das ein Gewitter drohte, unterbrach seine Betrachtungen und zwang ihn, sich nach einem Obdache umzusehen. Hierzu wußte er keinen schicklichern Ort, als die Grotte. Er näherte sich ihr, und wie sehr erstaunte er nicht, als er sie mit unzähligen Lichtern erleuchtet sah. Endlich vernahm er die Stimme, die er nun schon zweimal gehört hatte. Er schlich sich, so leise er konnte, an den Eingang, blieb hier stehen und vernahm folgende Worte:

Prinz, den der Himmel mir zu meiner Rettung schickt,
Zwar brennt in meiner Brust der Liebe reine Flamme;
Doch sie verlöscht, wenn du mit deinem Kamme
Das Haar nicht kämmst, das meine Scheitel schmückt.
Und soll ich mich nicht ewig von dir trennen,
So mußt du meine Haut, so sehr sie dich entzückt,
So bald du sie erblickst, verbrennen.

Diese Worte, welche seinen Hoffnungen so sehr schmeichelten, und doch so dunkel und räthselhaft waren, spannten seine Neugierde auf den höchsten Grad. Er trat mit einem Schritte in die Grotte, fest entschlossen, wenn er die Sängerin fände, nur die Hälfte ihrer Befehle auszuführen; sie zwar sanft zu kämmen, aber ihr gewiß die Haut nicht zu verbrennen, die ohne Zweifel die schönste Haut von der Welt seyn mußte, da sie es selbst sagte. Ueberdieß hatte er noch eine geheime Ahndung, daß die Sängerin wohl gar die Göttin selbst seyn könne, die er vor einigen Tagen in der Muschel gesehen hatte.

Der Gesang hörte auf, sowie er in die Grotte trat. Diese war mit einer unzähligen Menge von Lichtern erleuchtet, welche alle in Scheiden von Ebenholz steckten, die eben so, wie die Badwanne, mit Gold eingefaßt waren, und alle diese Lichter hatten die Gestalt von Messern, welche zur Hälfte aus der Scheide herausragten. Diese sonderbare Erleuchtung überraschte ihn; aber er erstaunte noch weit mehr, als er die Badwanne mit einem Umhange von weißem Atlas, mit goldnen Scheiden gestickt, bedeckt sah. Er betrachtete alles mit dem größten Erstaunen, als er plötzlich jemand unter diesem Zelte seufzen hörte, und einige Augenblicke darauf folgende Worte vernahm:

„Prinz, ich bin diejenige, die du liebst, und die dich liebt; thue alles, was ich dir gesagt habe, so schwer es dir auch werden mag. Erschrick nicht, denn wenn du bei der Oeffnung dieses Vorhangs die mindeste Furcht zeigst ... Ich, Furcht! rief der Prinz ... In diesem Augenblicke ward der Vorhang zurückgeschlagen, und es fehlte wenig, daß er nicht in Ohnmacht gefallen wäre. Ein Krokodillskopf mit aufgesperrtem Rachen erhob sich aus dem Bade und schien auf ihn loszukommen. Dennoch wich

er nicht zurück; aber er schwitzte vor Angst große Tropfen und das Herz pochte ihm wie ein Hammer. Indeß betrachtete er das abscheuliche Thier mit unverwandten Blicken; es schloß den Rachen, beugte sich rückwärts und ließ unter sich das schönste Gesicht sehen, das der Prinz sogleich für seine angebetete Nymphe erkannte. Jetzt wendete die schöne Gestalt ihre Augen auf den Prinzen, und sogleich verschwand alle seine Furcht; er warf sich demüthig auf die Kniee, um sie anzubeten, als die Nymphe zu ihm sagte: Was zauderst du, Prinz? die Augenblicke sind kostbar, warum kämmst du mich nicht? — Die Nymphe schien über sein Zaudern erzürnt. Er griff also nach seinem Kamme, und je weiter er ihn herauszog, desto mehr beugte sich der Kopf des Krokodils zurück, und ließ endlich die schönsten Haare von der Welt sehen. Als ndlich der Kamm zur Hälfte heraus war, verschwand der Kopf ganz, und der Prinz sah nun die Nymphe in allen ihren Reizen. Er bemerkte, daß je weiter er ihn herauszog, desto mehr stieg die Nymphe aus dem Wasser herauf. Als sie die Arme über dem Wasser hatte, nahm die Nymphe das Wort: Es ist genug, sagte sie, laß deinen Kamm ruhen, um geschwind meine Haut zu verbrennen.... Ich? deine Haut verbrennen? schrie er. Eher möge die meinige und Himmel und Erde in Asche verwandelt werden, ehe diese göttliche Haut von deinem Anbeter auch nur geritzt werden solle. Ich zweifle nicht an deiner Liebe, antwortete die Nymphe; aber es ist jetzo nicht Zeit, mir Beweise von deiner Delikatesse zu geben, sondern alles hängt von unbedingtem Gehorsam ab. Kommt man dir zuvor, so bin ich auf ewig für dich verloren, denn wisse, daß ich nur dem angehören kann, der meine Haut verbrennt. — Der Prinz konnte sich unmöglich dazu entschließen, und während das Mitleid,

Liebe und Gehorsam in seinem Herzen kämpften, nahm die Nymphe Abschied von ihm. Der Vorhang schloß sich über ihr zu, und alle Lichter verloschen.

Jetzt gereuete es dem Prinzen, daß er ihr nicht wenigstens ein Stückchen ihrer Haut verbrannt hätte. Freilich würde es ihr ein wenig wehe gethan haben, aber wie viel Vortheil hätte er nicht daraus ziehen können. Er beschloß, seinen Fehler bei der ersten Gelegenheit wieder gut zu machen, und um zu verhindern, daß ihm niemand zuvorkomme, stellte er sich an den Eingang der Grotte, um hier den Tag zu erwarten. Aber kaum hatte er einen Augenblick seinen Platz behauptet, als er ein Feuer erblickte, das man unter den Bäumen des Waldes angezündet hatte, der sich längs dem Ufer hinzog. Er lief hinzu, um einen Brand zu holen, als er beim ersten Schritt, den er that, die häßliche Fischhaut erblickte. Sein Abscheu dagegen war größer als jemals; voll Zorn und Unwillen hob er sie auf und schrie: dich, du häßliche Haut, die du der schönen Haut der Nymphe so wenig gleichst, will ich auf der Stelle verbrennen. Mit diesen Worten lief er nach dem Feuer zu, an welchem ein Frauenzimmer saß, das seine häßliche Bürde nicht sobald erblickte, als sie einen lauten Schrei ausstieß, und sich in das Dickicht des Waldes verbarg.

Der Prinz warf die Haut ins Feuer, sie erregte eine so fürchterliche Explosion, als wenn eine Mine von hunderttausend Pulvertonnen in die Luft spränge, das fürchterliche Krachen und Platzen ward noch ein halbes Jahr hinterdrein gehört. Nun nahm er einen Feuerbrand und eilte auf seinen ersten Posten zurück. Er hätte sich diese Mühe ersparen können, denn in der Grotte brannten alle Lichter, die Badewanne war voll Wasser, aber er sah weder den Vorhang noch die Nymphe mehr.

Dieß setzte ihn in Verzweiflung; er lief wie wahnsinnig fort, ohne zu wissen wohin, durch den ganzen Wald. Der Tag brach an, als er an den Ort zurückkam, wo das Feuer gebrannt hatte. Er wollte sehen, ob noch etwas von der häßlichen Haut übrig wäre, die einen so entsetzlichen Lärm gemacht hatte, aber er fand nichts mehr davon, als die Asche. Aber wie erstaunte er, als er daneben das Halsband liegen sah. Dieser Anblick machte ihm unbeschreibliche Freude, denn ganz gewiß, dachte er, ist die Person, die so schnell davon eilte, meine Schwester. Er verfolgte den Weg, den er sie hatte nehmen sehen, und kaum war er einige Schritte gegangen, als sie ihm begegnete. Sie wurden nicht müde, einander alle Abenteuer zu erzählen, die sie erlebt hatten. Sie setzten sich am Fuße eines Baumes nieder; der Prinz erzählte seine Begebenheiten und seine Schwester die ihrigen.

Ach mein Bruder, sagte sie, wenn du die Liebenswürdigkeit dieses Fuchses gekannt hättest, du würdest ihn sicher geliebt haben. Sein Eifer und seine Sorgfalt für mich hatten etwas Uebernatürliches; er schien meine Gedanken zu errathen und allen meinen Wünschen kam er zuvor. Der Palast, in dem wir wohnten, hatte die schönsten Gärten, die reizendsten Fontänen und die schattigsten Grotten. Der Fuchs führte mich allenthalben herum, wenn er glaubte, daß ich Lust habe, spazieren zu gehen. Auf diesen Promenaden verstand er alles, was ich sagte, und ohnerachtet er nicht sprechen konnte, so ward es ihm doch nicht schwer, mir sein Entzücken über meine Zufriedenheit mit ihm an den Tag zu legen. Indeß schienen seine Augen und seine Geberden immer etwas bei mir zu suchen und von mir zu verlangen. Ich war in Verzweiflung, daß ich ihn nicht verstand, denn ich hätte

mein Leben für ihn gegeben, und nur spät erst ward ich zu meinem Unglück von seinem Verlangen unterrichtet. Ich hatte das Halsband in einem Busche, an dem äußersten Ende des Gartens, versteckt. Der weiße Fuchs bemerkte es auf einer unserer Promenaden und weit entfernt, wie andere Thiere davor zu fliehen, stürzte er sich vielmehr darauf los; aber so wie er es berührte, schloß es sich mit eben dem Getöse zu, als es in den Händen der Königin gethan hatte. Bei diesem Getöse that der arme Fuchs einen Sprung zurück, und mit einem andern setzte er über die Mauer des Gartens. Seitdem habe ich ihn nicht mehr gesehen. Ich nahm das Halsband, das ich nun verabscheute, zu mir, aber einzig nur darum, weil es mir in dem Walde gegen die reißenden Thiere nothwendig war. Es öffnete sich, sobald ich es in die Hand nahm, und seit diesem unglücklichen Tage habe ich auf meinem Herumirren in Wäldern und auf Felsen kein größeres Leid erfahren, als von meinem getreuen und geliebten Fuchse getrennt zu seyn. Die Nacht überfiel mich gestern an der Stelle, wo ich das Feuer angemacht hatte, bei welchem du mich mit der fürchterlichen Haut so erschrecktest, ich lief davon, aber als ich mich von dem Schrecken über das Getöse, welches ich auf meiner Flucht hörte, erholt hatte, kehrte ich zurück, um das Halsband zu holen, daß ich dort in der Bestürzung hatte liegen lassen.

Die Prinzessin schloß ihre Erzählung mit der Bitte, sie an jene Stelle hinzuführen. Sie suchten und suchten, aber das Halsband war fort. So leid ihr das that, so ward sie doch durch die Gegenwart ihres Bruders getröstet, und sie hoffte von ihm den Schutz, den ihr bisher die Kraft des Halsbandes gewährt hatte. Liebster Bruder, sagte sie, indem sie seine Hände drückte und

sie mit ihren Thränen benetzte, ich gestehe dir meine Thorheit, ich kann nicht leben ohne diesen Fuchs, und wenn du nicht die Güte hast, mich zu begleiten, um ihn auf der ganzen Erde zu suchen, so wirst du mich vor Kummer sterben sehen.

Dem Prinzen traten die Thränen in die Augen, als er sich die Verzweiflung vorstellte, in die seine Schwester fallen würde, wenn sie das traurige Schicksal dieses armen Fuchses hörte. Es war ihm unmöglich, sie aus ihrem Irrthum zu reißen. Er versprach ihr alles, wenn sie ihm nur erlauben wollte, noch diesen Tag an dem Ufer zuzubringen. Die Prinzessin gestand es ihm zu, so schwer es ihr fiel. Sie bestimmten sich die Grotte zum Rendezvous, wenn sie die umliegenden Gegenden durchsucht haben würden. Als die Prinzessin hineintrat, erstaunte sie über die Wunder, die sie daselbst sah, und während sie alles in Augenschein nahm, kletterte der Prinz auf den Gipfel des Felsen. Er sah sich allenthalben um, aber weit und breit ward er nichts von allem gewahr, was er suchte. Dieser Ort schien recht zu verliebten Träumereien gemacht.

In diesen Betrachtungen störte ihn ein Geschrei im Walde, und als er um sich sah, erblickte er eine Frau, die aus allen Kräften durch das Gebüsch rannte, um sich vor einem Reiter zu retten, der sie verfolgte, und einen Bogen in der Hand hielt; und da er nicht zweifelte, daß es der Mörder des weißen Fuchses sey, und daß die Frau seine Hülfe nöthig habe, stieg er von dem Felsen herab und eilte dem Walde zu.

Die Frau war auf dem holprigen Wege gefallen; der Reiter aber abgestiegen, hatte sie in seine Arme genommen, und war eben im Begriffe, sie auf sein Pferd zu heben, als der Prinz ankam. Dieser war anfänglich

von ihrer Schönheit ganz geblendet; aber wie groß war sein Erstaunen, als er die Königin, seine Stiefmutter in ihr erkannte. Er wußte noch nichts von ihrer glücklichen Sinnesänderung, und es fehlte wenig, daß es ihm nicht gereut hätte, ihr zu Hülfe gekommen zu seyn. Er war indessen großmüthig genug, sie ihrem Räuber zu entreißen, den er mit seinem Degen durchbohren wollte, als ihm die Königin in den Arm fiel und ihm sagte, daß es der Erzherzog von Piazenza sey. Jetzt erst faßte ihn der Prinz scharf ins Gesicht und der erste Anblick sagte ihm, daß es niemand anders seyn könne. Er hatte einen langen und dicken Bart, seine Haare waren verwirrt und borstig, seine Blicke wild, sein Anzug unordentlich und zerrissen. Die Königin warf sich ihrem Sohne zu Füßen, umfaßte seine Kniee und bat ihn tausendmal wegen der Ungerechtigkeiten um Verzeihung, die sie an ihm verübt hätte; sie beschwor ihn, dem Könige, ihrem Gemahl, zu Hülfe zu eilen, den der unsinnige Erzherzog eben mit einem Pfeile verwundet hätte. Der Prinz war bei dieser traurigen Nachricht vor Zorn außer sich und kehrte sich um, um ihn aller seiner Narrheit ungeachtet zu tödten, allein er hatte, während die Königin sprach, sein Pferd wieder bestiegen, und war wahrscheinlich auf neue Abenteuer fortgeritten.

Während die Königin mit ihrem Sohne zu dem verwundeten Könige eilte, erzählte sie dem Prinzen, wie sich ihr Herz plötzlich gegen die ganze königliche Familie geändert habe, wie der König sich vorgenommen, sie nicht mehr zu sehen, und abgereist sey, seine Kinder aufzusuchen; wie sie vor Kummer, sich von ihrem Gemahl verlassen zu sehen, ihm allein und ohne Begleiter nachgefolgt sey; wie sie nach langem vergeblichen Suchen die Scheidenmutter um Rath gefragt, welche sie auf die

Scheideninsel geführt habe. Hier habe sie die reizendste und zugleich die unglücklichste Prinzessin von der Welt kennen lernen, welche durch einen Zauber gezwungen werde, einen Tag um den andern die Gestalt eines Meerungeheuers an zunehmen, daß, wenn dieser Tag käme, sie allemal eine häßliche Haut fände, die sie, ohnerachtet ihres heftigen Abscheues dagegen, umnehmen und sich damit in das Meer stürzen müsse.

Bei dieser Stelle der Erzählung gerieth der Prinz vor Verwunderung und Freude außer sich, umarmte seine Mutter und versicherte ihr, daß die Prinzessin, von der sie sprach, nicht mehr von dieser abscheulichen Haut beunruhigt werden würde. Hierauf fiel er vor ihr auf die Kniee und beschwor sie, ihn nach der Insel zu führen, wo sich diese anbetungswürdige Prinzessin aufhalte.

Ich suchte euch in dieser Absicht auf, antwortete sie, aber damit ist es noch nicht gethan, daß ich so glücklich gewesen bin, Euch gefunden zu haben, wir müssen nun erst noch eure Schwester suchen. Von ihrer Gegenwart so wie von der eurigen hängt das kostbare Leben des weißen Fuchses ab, den wir vielleicht nicht mehr finden. — Ach! fuhr sie fort, dieser arme Fuchs besuchte uns von Zeit zu Zeit, und seine Manieren entzückten uns. Gestern gab er uns das verabredete Zeichen, ihm eine Schaluppe von der Insel zu schicken; ich stand am Ufer, ihn zu erwarten, und die schöne Bezauberte ging mit mir spazieren. Aber sie konnte seine Ankunft nicht erwarten. Der Augenblick ihrer Verwandlung war gekommen. Sie entfernte sich, that einen lauten Schrei und stürzte sich zu gleicher Zeit ins Meer. Ich beklagte sie; aber ich fand noch weit mehr Ursache zu klagen, als die Schaluppe ankam, und ich den armen Fuchs in seinem Blute schwimmen sah. Ich nahm ihn in meine Arme und trug

ihn ganz sanft in den Palast der Scheiden, wo er auf das beste verpflegt wurde. Die Aerzte erkannten seine Wunde für tödtlich; aber die Königin der Orakel sagte, das Leben des weißen Fuches sey gerettet, wenn man innerhalb vier und zwanzig Stunden den Prinzen und die Prinzessin von der Lombardei herbeischaffen könnte; daß ich mich in die Schaluppe setzen und an das Ufer treiben lassen solle, wo ich Nachrichten von ihnen bekommen würde. Ich landete gestern beim Einbruch der Nacht; ich durchlief den Wald, um euch zu suchen, aber wie groß war meine Freude, als ich den König fand. Ich erzählte ihm, daß ich euch suche, und daß das Orakel mir einen glücklichen Erfolg versprochen habe; und er erzählte mir seiner Seits, daß der Erzherzog seit zwei oder drei Tagen seinen Wächtern entwischt sey, das Feld durchrenne und alles tödte, was ihm in den Wurf käme. Diesen Morgen, als wir uns aufmachten, euch zu suchen, kam der Erzherzog uns nach, schoß dem König einen Pfeil in die Schulter, und legte schon einen andern auf die Sehne, um mich zu tödten. Als er mich aber näher betrachtete, ließ er den Bogen sinken, eilte auf mich los und wollte mich auf sein Pferd setzen. Die Angst gab mir Kräfte und Schnelligkeit; und ehe er wieder auf das Pferd kam, hatte ich schon einen großen Vorsprung gewonnen. Aber ohne eure Hülfe wäre ich dennoch verloren gewesen.

Sie gingen gerades Wegs nach der Grotte, um die Prinzessin daselbst einzunehmen und nach der Scheiden-Insel abzusegeln. Als sie in die Grotte hinein traten, fanden sie die Prinzessin in Verzweiflung. Sie hielt den Kopf des Königs in ihrem Schooße und benetzte ihn mit ihren Thränen. Sie glaubte, er sey todt, aber er lag nur in einer starken Ohnmacht. Die Eile, mit der er

dem Räuber seiner Frau nachgesetzt hatte, und der Blutverlust hatte ihn dergestalt entkräftet, daß er sich mit Noth und Mühe bis an die Grotte geschleppt hatte. Hier hatte ihm eine Entkräftung und die Freude über den Ablick seiner Tochter eine Ohnmacht zugezogen.

Sie brachten ihn indeß bald wieder zu sich. Man stillte sein Blut mit Umschlägen von Flor und trug ihn endlich nach der Schaluppe. Als sie hineingestiegen waren, erfuhr die Prinzessin aus dem Munde ihrer Stiefmutter das traurige Schicksal ihres geliebten Fuchses. Diese Nachricht setzte sie in Verzweiflung. Sie wollte sich anfänglich ins Meer stürzen, nachher wollte sie wenigstens vor Kummer in Ohnmacht fallen; aber man verstattete ihr weder das eine, noch das andere, und tröstete sie damit, daß man ihr sagte, der sterbende Fuchs werde durch ihren Anblick vollkommen hergestellt werden. Ein zärtliches Herz kennt nichts süßeres, als dem Gegenstande seiner Liebe das Leben wieder zu geben. Obschon das Fahrzeug wie ein Pfeil flog, so schien es ihr doch kaum von der Stelle zu gehen. Endlich ward ihre Ungeduld befriedigt; sie landeten an, stiegen aus und eilten sogleich nach dem Palaste.

Der weiße Fuchs lag nahe beim Feuer auf einem kleinen Bette und rang mit dem Tode. Seine Augen waren geschlossen, sein Körper ohne Bewegung. Aber bei dem ersten Schrei der Prinzessin schlug er die Augen auf, nahm seine wenigen Kräfte zusammen und betrachtete sie so zärtlich, als immer ein Fuchs in den letzten Zügen thun kann, und wedelte sanft mit dem Schwanze. Sie warf sich neben ihm auf die Erde, aber die Scheidenmutter sagte zu der Prinzessin: nun, warum zaudert Ihr noch, Eurem geliebten Fuchse beizustehen? Sein Leben steht in Euern Händen, und wenn Ihr ihm das Hals-

band angemacht haben werdet, das Ihr besitzt, wird er sich besser als jemals befinden. Aber ich sage Euch, die Hülfe muß schleunig kommen, denn er hat nur noch einige Augenblicke zu leben. — Man stelle sich die Verzweiflung der Prinzessin vor, als sie erfuhr, daß das Wohl ihres geliebten Fuchses von einem Halsband abhänge, das sie verloren hatte. Ein allgemeines Wehklagen entstand bei dieser Nachricht; alle Herumstehenden weinten und schrien: Das Halsband ist verloren! Und tausend Stimmen erschollen aus den Scheiden, mit denen das Zimmer garnirt war, und riefen, jede in einem andern Tone: Das Halsband ist verloren!

Die Wundärzte sondirten eben des Königs Wunde; er frug sie, was denn der erschreckliche Lärm zu bedeuten habe. Einer von ihnen, der eben den Fuchs verbunden hatte, kam zurück und sagte ihm die Ursache. Nun, das verlohnt sich auch der Mühe, sagte der König, so einen Lärm um ein Halsband! Da hab' ich diesen Morgen eins im Walde gefunden; seht zu, ob's das rechte ist, ich wünsche es von ganzem Herzen, damit nur der unerträgliche Lärm einmal ein Ende nehme. — Man kann sich denken, wie sehr den König seine Wunde schmerzen mußte, da er dem Fuchse, den er selbst so liebenswürdig gefunden hatte, das Halsband auf eine so unfreundliche Art zu Hülfe schickte. Als der Arzt mit dem Halsbande erschien, lag der Kranke eben in den letzten Zügen, und die Prinzessin, die sich ums Leben bringen wollte, wollte rasend werden, in allen Scheiden kein einziges Messer zu finden. Sie ergriff das Halsband mit einer Lebhaftigkeit, die an den Wahnsinn gränzte, und legte es ihrem geliebten Fuchse um. Augenblicklich streckte er sich aus, und streckte sich so sehr aus, daß er aus einem Fuchse der liebenswürdigste junge Mann von der Welt ward. Diese Ver-

wandlung verminderte die Zärtlichkeit der Prinzessin um nichts, die auch in der That mehr dabei gewann, als verlor. Sie war außer sich vor Bewunderung und Freude. Aber das fand sie sehr beschwerlich, daß sie sich nun vor ihm geniren mußte, da sie ihn vorher mit unschuldigen Schmeicheleien hatte überhäufen dürfen. Mit niedergeschlagenen Augen ging sie in eben dem Augenblicke aus dem Zimmer, da man dem schönen Pertharite Kleider brachte, denn man wird ohne Zweifel längst errathen haben, daß der weiße Fuchs kein anderer, als Prinz Pertharite war.

Der schöne Pertharite war kaum angekleidet, als er die Prinzessin aufsuchte. Ihr Entzücken war unbeschreiblich, da sie sich sprachen, und vermehrte sich noch, als die zärtliche Prinzessin erfuhr, wer er war, und daß er sie anbete. Jedermann gratulirte ihnen nun zu der Endschaft ihres Unglücks, und Pertharite begab sich zum König von der Lombardei, um ihm seine Dankbarkeit zu bezeigen.

Der Prinz war nicht in dem Palaste geblieben, weil er hier seine geliebte Nymphe nicht fand. Er wußte also nichts von allem dem, was sich da zutrug, und kehrte niedergeschlagen zurück, weil er die ganze Insel vergebens durchirrt hatte. Der schöne Pertharite kam ihm entgegen. Sie sahen und umarmten sich, und in wenigen Worten hatten sie sich alles gesagt, was sie beide anging. Pertharite wendete sich hierauf an die Scheidenmutter, und bat sie, mit der Unruhe dieses Prinzen und den Qualen Ferandinens Mitleid zu haben. Ach! fiel der Prinz ein, setzt fürjetzt euer Mitleiden für Ferandinen bei Seite, um die schöne bezauberte Nymphe von ihren unsäglichen Leiden zu befreien. Sie sind größer, als ihr denkt, erwiederte die Scheidenmutter, indessen hängt die Erleichterung derselben einzig von euch ab, wenn ihr noch

im Besitze des Kamms seyd. Er zog ihn sogleich aus der Tasche, und da ihn die Scheidenmutter für den rechten erkannte, sagte sie, wohlan denn, so müßt ihr die Nymphe kämmen. Schwört ihr mir, es zu thun? Ob ich schwöre? antwortete er. Geschwinde führt mich zu der bezauberten Nymphe. — Nun wohl, antwortete die Scheidenmutter. Kommt und kämmt sie, wenn ihr es wagt. Bei diesen Worten führte sie ihn fort, und Jedermann begleitete sie; sie kamen an die Thüre eines Saals, die sich von selbst aufthat. Wie groß war sein Erstaunen, als er seine geliebte Nymphe mitten in diesem Saale auf einem Lehnstuhle sitzen und ganz von Flammen umgeben sah. Ihr Gesicht war geschwollen und die Augen lagen ihr weit heraus. Seht, sagte die Scheidenmutter zu dem Prinzen, in diesen Zustand habt ihr die Nymphe versetzt, die ihr anbetet, indem ihr sie von dem Kopfe des Krokodils befreit und ihre Haut verbrannt habt. Geht hin und kämmt sie. Er zog seinen Kamm sogleich heraus und stürzte sich in den Saal; und kaum hatte er die Hand in die Flammen ausgestreckt, als sie erloschen und die Nymphe, schön wie Aurora und glänzender als die Sonne, ihm die Hand reichte. Er warf sich auf seine Kniee, um sie zu küssen. Nun trat auch der schöne Pertharite in den Saal und fiel der Nymphe um den Hals. Sie umarmten sich zärtlich. Dem Prinzen mißfiel dieß anfänglich, aber seine Eifersucht ward sogleich zum Schweigen gebracht, als er die Namen Schwester und Bruder hörte, und nun erfuhr er zu seiner größten Freude, daß seine angebetete Nymphe die liebenswürdige Ferandine sey, und daß der schöne Pertharite die Liebe seiner Schwester in der Gestalt eines Fuchses gewonnen habe.

Die vier glücklichen Liebenden begaben sich nunmehr in das Zimmer des Königs. Die Königin war bei ihm

in das Zimmer des Königs. Die Königin war bei ihm und gab ihm durch ihren Eifer und ihre Sorgfalt tausend Proben ihrer glücklichen Veränderung. Seine Wunde hatte nicht viel zu bedeuten, und er war bald wieder hergestellt. Um ihm die Zeit zu vertreiben, erzählte der schöne Pertharite die wundersame Geschichte seiner Verwandlung und der Verwandlung der schönen Ferandine.

Es würde bis übermorgen währen, wollte man alles berichten, was sich die nach so wundervollen Schicksalen wieder zusammengefundene Gesellschaft alles erzählte, daher will ich es kurz und gut machen.

Der König von der Lombardei ward von seiner Häßlichkeit befreit, als seine Wunden heilten. Die Scheidenmutter machte Frieden mit dem Erzherzoge und half ihm wieder zu seinem Verstande. Sie gab die bezauberte Insel, die Grotte und das ganze Land rund umher dem schönen Pertharite zum Geschenke. Dieser heirathete die Prinzessin von der Lombardei, und schlug hier seine Residenz auf. Die reizende, unvergleichliche Ferandine wurde dem Prinzen von der Lombardei zu Theil, und sie wurden eben so glücklich, als die übrigen Prinzen und Prinzessinnen, deren Schicksale schon erzählt wurden, wie die, deren Begebenheiten man sogleich erfahren wird.

10.

Constanz und Constanze

oder

das Taubenpaar.

Es war einmal ein König und eine Königin, die einander so zärtlich liebten, daß ihre Eintracht allen Familien zum Muster diente, und daß es eine große Seltenheit war, in ihrem Lande eine mißvergnügte Ehe anzutreffen. Sein Reich hieß das Königreich der Einöden.

Die Königin hatte mehrere Kinder gehabt, aber von allen war ihr nur eine Tochter übrig geblieben, deren Reize und Liebenswürdigkeit sie über den Verlust ihrer andern Kinder tröstete. Die königlichen Eltern erzogen sie als ihre einzige Hoffnung, aber leider war ihr Glück von kurzer Dauer. Der König ritt eines Tags auf die Jagt, da wurde sein Pferd durch einen Schuß scheu, und ging mit seinem Reiter durch. Am Rande eines Abgrundes wollte er es aufhalten; es bäumte sich aber, warf den König ab, stürzte auf ihn und tödtete ihn.

Die Königin gerieth über diese schreckliche Nachricht in Verzweiflung; sie konnte ihren Schmerz nicht mäßigen, verfiel in eine tödtliche Krankheit, und alles, was sie im Stande war zu thun, bestand darin, daß sie für ihre Tochter sorgte, um wenigstens ruhig zu sterben. Sie hatte eine Freundin, die Fee Souveraine, welche in allen

Reichen außerordentliche Achtung genoß und großen Einfluß besaß. An diese schrieb sie mit sterbender Hand sie bat sie, noch einmal zu ihr zu kommen, um ihre letzten Wünsche zu hören; sie hätte ihr Dinge von Wichtigkeit zu sagen.

Die Fee ließ alles stehen und liegen und eilte zu ihrer sterbenden Freundin, die gerade noch Kräfte genug hatte, sie zu bitten, die Regentschaft in ihrem Königreiche zu übernehmen und für ihre arme Constanze Sorge zu tragen. Die Hoffnung, daß sie diesen Wunsch erfüllen werden, setzte sie hinzu, ist mein einziger Trost. Sie werden sie glücklicher und vollkommner machen; Sie werden ihr einen Gemahl suchen, der ihre Liebe verdient. — Ihre Wünsche sind gerecht, antwortete die Fee; ich werde Constanzen nicht verlassen. Das arme Kind bedarf meinen Schutz. Sie wird sehr unglücklich seyn. — Die arme Königin hörte diese traurigen Worte nicht mehr. Sie streckte ihre Arme noch einmal nach ihrer Tochter aus; dann schlossen sich ihre Augen für immer und ihre Seele wandelte in die Gefilde der Schatten.

Mit untrüglicher Sicherheit las die Fee die Schicksale der Menschen in den Gestirnen. Sie sah, daß die Prinzessin mit der Liebe eines Riesen bedroht war, dessen Staaten nicht weit von den ihrigen lagen. Sie beschloß, sie seinen Augen so viel möglich zu verbergen, und sie in einem Winkel der Erde zu erziehen, der von den Ländern des Riesen am weitesten entfernt war.

Das erste Geschäft der Fee war, taugliche Minister zu erwählen, denen sie die Verwaltung des Staats anvertrauen konnte, und weise Gesetze zu geben, nach denen die Verweser des Reichs zu handeln hätten; und als sie dieser Pflicht Genüge geleistet hatte, ging sie um Mitternacht in Constanzens Zimmer, nahm sie schlafend auf

ihre Arme, und brachte sie in ein reizendes, fruchtbares und glückliches Thal, welches von frohen Menschen, von Schäfern und Schäferinnen bewohnt war. Hier wollte sie die Prinzessin den Augen des Riesen bis in ihr sechzehntes Jahr verbergen — denn dann war die Gefahr vorbei — und deßhalb kleidete sie sie als Schäferin und suchte den Glanz ihrer Reize unter einem einfachen Gewande und einer tiefen Haube zu verstecken. Dieß gelang ihr nicht sonderlich. Constanze war und blieb in jeder Tracht die Schönste ihres Geschlechts, und aller Bemühungen der Feen ungeachtet sprach man überall von Constanzen als einem Meisterstücke der Natur.

Sie hatte hier eine Zeitlang zugebracht, als die Fee für gut fand, in das Königreich der Einöden zurückzukehren, um neue Einrichtungen zu treffen, und die Minister zur genauen Beobachtung ihrer Pflichten aufzumuntern. Sie reiste ab, und befahl Constanzen, sich bis zu ihrer Rückkehr sorgfältig einzuschließen.

Constanze hatte einen Widder, den sie außerordentlich liebte. Bald schmückte sie ihn mit Blumenkränzen, bald mit Bändern. Er war ihre einzige Freude und er schien ihrem Befehle mit Freude zu folgen. Er verließ sie selten, er sprang neben ihr her, und fraß kein ander Futter, als das sie ihm reichte, und trank kein anderes Wasser, als das ihre Hand ihm bot.

Als er eines Tags weggelaufen war, und Constanze allein zu Hause saß und spann, hörte sie ihn laut und kläglich blöcken. Sie erschrack, lief hinaus, und sah einen häßlichen Wolf, der den armen Widder davon trug. In dem Augenblick vergaß sie den Befehl der Fee, und lief dem Räuber ihres geliebten Widders nach, warf ihn mit Steinen, rief um Hülfe, aber umsonst; er ließ seine Beute nicht fahren. So war sie ihm bis an den Wald nachge=

laufen, als ein Riese aus dem Gebüsche hervortrat. Constanze war beinahe des Todes vor Schreck. Sie bat den Himmel, ihr zu helfen und die Erde, sie zu verschlingen. Aber der Himmel und die Erde waren bei ihren Bitten taub; sie verdiente ihr Schicksal, denn sie war dem Befehle der Fee ungehorsam gewesen.

Der Riese spreizte seine Arme aus, um sie aufzuhalten; denn so ungestaltet er selbst war, so blieb er doch bei ihren Reizen nicht ungerührt. — Welchen Rang behauptest du unter den Göttinnen? hob er mit seiner Donnerstimme an; denn deine Reize verkündigen mir, daß du keine gemeine Sterbliche bist. Du kömmst mir gerade zur rechten Zeit in den Wurf; ich habe schon längst gern eine Göttin zur Frau haben wollen. — Constanze war nicht im Stande zu antworten; ihre Zunge versagte ihr den Dienst, und die Worte starben auf ihren Lippen.

Als der Riese sah, daß sie auf seine galanten Fragen nicht antwortete, sagte er lachend: für eine Göttin hast du verzweifelt wenig Verstand, und mit diesen Worten öffnete er einen großen Sack, den er auf dem Rücken hängen hatte, und steckte sie, mir nichts, dir nichts, hinein.

Das erste, was Constanze in dem Sack erblickte, war der Wolf und ihr geliebter Widder, die der Riese im Laufe erhascht hatte. Du wirst mit mir sterben, lieber Widder, sagte sie; dieß wird mir meinen Tod noch unerträglicher machen. Besser wär' es wohl, wir könnten zusammen entfliehen.

Sie fing an zu weinen und zu schluchzen; der Widder blöckte, der Wolf heulte, und dieser Lärm weckte einen Hund, eine Katze, einen Hahn und einen Papagey auf, die bis jetzt alle im Sack geschlafen hatten. Sie ver=

einigten ihre Stimmen mit den Stimmen der übrigen. Nie hat man ein widerwärtigeres Getöse gehört. Es beleidigte selbst die dicken Ohren des Riesen; er band den Sack zu, und warf ihn auf einen Baum, in der Absicht, ihn bei Gelegenheit wieder zu holen.

Constanze hatte sehr richtig ausgerechnet, daß er sich mit wenigen Schritten sehr weit entfernen mußte; denn ein galloppirendes Pferd kam ihm nicht gleich, wenn er auch nur Schritt für Schritt marschirte. Sie zog also ihre Scheere heraus, schnitt den Sack auf und ließ zuerst ihren Widder, den Hund, die Katze, den Hahn und den Pavagey heraus, den Wolf aber ließ sie drinnen. Sie selbst verließ den Sack zuletzt. Es war schon tief in der Nacht. Mitten im Walde, in der dicksten Finsterniß, ging sie zitternd und zagend auf gut Glück, und in beständiger Angst, dem fürchterlichen Riesen noch einmal zu begegnen.

Die Thiere, welche sie befreit hatte, begleiteten sie aus Dankbarkeit, und waren ihr bei ihrem Herumirren von großem Nutzen. Die funkelnden Augen der Katze leuchteten ihr auf dem Wege; der Hund schlug vorsichtig an, wenn er in der Ferne ein Raubthier witterte; das Krähen des Hahns entfernte die Löwen, und das Plappern des Papageys die Räuber.

Beim Anbruche des Tages fand sich Constanze an dem Ufer eines Bachs, welcher sich durch eine reizende Wiese schlang. Sie sah sich um, und alle ihre Begleiter hatten sie verlassen, den getreuen Widder ausgenommen. Wo bin ich? sagte sie. Wer wird sich hier meiner annehmen? — Dann blickte sie auf den Widder und sagte: du kömmst mir theuer zu stehen. Wäre ich dir nicht nachgelaufen, so wär' ich noch bei meiner lieben Fee, und würde mich nicht vor Riesen zu fürchten haben.

— Der Widder schien sie zu verstehen. Er hing den Kopf und sah traurig zur Erde, während seine Gebieterin, von Müdigkeit überwältigt, im Schatten der Bäume, bei dem Murmeln des Bachs einschlummerte.

Sie mochte eine ziemliche Zeit geschlafen haben, als sie erwachte und zu ihrem großen Erstaunen einen jungen Menschen hinter dem Gesträuche verborgen sah. Er schien sich zu verstecken, um sie mit desto größerer Bequemlichkeit betrachten zu können. Die Schönheit seines Wuchses, seine Miene, sein lebhaftes Auge, der Adel und Anstand seiner Geberden machte einen heftigen Eindruck auf Constanzens Herz. Sie stand auf, um sich zu entfernen; aber ein geheimer Zauber hielt sie zurück. Ihre Blicke fielen verstohlen auf den Unbekannten, den sie zu gleicher Zeit fürchtete und liebte.

Dieß Augenspiel dauerte noch fort, als der Wald von dem Schall der Hörner und d.m Bellen der Hunde ertönte. — Constanze erschrack und der Prinz, der alle ihre Bewegungen beobachtete, redete sie an: Fürchte nichts, schöne Schäferin, sagte er zu ihr, du bist hier an einem sichern Orte. Du bist außer Gefahr, aber nicht so die, die dich sehen... Ach! mein Herr, antwortete Constanze, ich begebe mich in ihren Schutz. Ich bin eine arme Waise, und ich möchte gern eine Schäferin werden. Verschaffen Sie mir eine Heerde, ich will sie treulich warten. — Glücklich sind die Schaafe, antwortete der Prinz, die von deinen Händen gewartet werden! Wenn du willst, so will ich es meiner Mutter, der Königin, sagen, und ich mache mir ein Vergnügen daraus, dir zu dienen. —

Sie sprachen noch eine Zeitlang mit einander, und der Prinz hatte Gelegenheit, ihren Verstand, ihren Witz, die Feinheit ihrer Manieren, und die gute Art, mit der

sie seine Schmeicheleien beantwortete, zu bewundern. Endlich erschien sein Gefolge auf der Spitze eines Hügels, Ich verlasse dich, reizende Schäferin, sagte er zu ihr; denn ich kann nicht zugeben, daß so viele Leute an dem Glück, dich zu sehen, Theil nehmen sollen. Am Ende dieser Wiese liegt ein kleines Haus, das du sicher bewohnen kannst. Sage nur, daß ich dich geschickt habe, und man wird dich sogleich aufnehmen. — Der Prinz Constanz (so hieß er) entfernte sich, und Constanze eilte nach dem Orte, den er ihr beschrieben hatte.

Als der Prinz nach Hause kam, fand er seine Mutter sehr erzürnt auf eine alte Schäferin, die sich in Hütung ihrer Heerde sehr nachläßig bewiesen hatte, und deßhalb abgedankt worden war. Der Prinz benützte diese Gelegenheit. Er erzählte seiner Mutter, daß er unterwegs ein junges Mädchen angetroffen hätte, welche sehr ängstlich Dienste suchte, und ihm in jeder Rücksicht brauchbar zu seyn schien. Die Königin war mit seinem Vorschlag zufrieden, und übertrug es ihm, sie in ihrem Dienste anzuweisen. Der Prinz war sehr vergnügt; als er aber über diese Begebenheit ernstlich nachdachte, schämte er sich seiner Neigung. Er ließ Constanzen ihren Dienst anweisen, und beschloß, sie nicht wieder zu sehen. Er ergab sich der Jagd und dem Spiele; wenn er eine Heerde von weitem sah, wich er ihr aus. Schon dachte er seltner an Constanzen; schon glaubte er seine Leidenschaft besiegt zu haben, und er wünschte sich Glück zu diesem Siege. Als er aber eines Tags, nach einer langen Jagd, an dem Ufer eines kühlen Bachs, in dem Schatten der Erlen, die ihre Aeste traulich verschlangen, lustwandelte, hörte er eine weibliche Stimme, die mit unnachahmlichem Ausdruck folgende Worte sang:

Du kleiner Bach, der seine Silberwellen
Durch unsre Triften murmelnd schlingt;
Du blumenreiches Thal, ihr Hügel und ihr Quellen,
Du stiller Wald, den kaum ein Strahl durchdringt;
Euch wählt ich mir zu Zeugen meiner Thränen,
Euch klagt mein Herz die längst verlorne Ruh,
Und rufet euch, mit ängstlich bangen Sehnen
Constanzens theuern Namen zu.

Der schöne Gesang und noch mehr der Name Constanz, den er ganz deutlich vernommen hatte, erregte seine Neugierde. Er bestieg einen kleinen Hügel, der vor ihm lag, und sah am Fuße desselben die reizende Constanze und neben ihr der geliebte Widder, dem sie auf tausenderlei Art schmeichelte. Ach! sagte der Prinz ganz leise, wie glücklich wärst du, wenn du den Werth dieser Liebkosungen kenntest! Ist aber diese Schäferin nicht viel schöner, als da ich sie zum erstenmal sah? O! Liebe, ich glaubte dich schon aus meinem Herzen verbannt. Ach! ich irrte mich. Ist es möglich, sie zu sehen, ohne sie lieben? und kann man sie lieben, ohne ihr ewig treu zu seyn?

Während er in diesem Selbstgespräche begriffen war, stand die Schäferin auf, um ihre Heerde zusammenzutreiben. Jetzt eilte der Prinz auf sie zu; liebenswürdige Schäferin, sagte er zu ihr, darf ich dich fragen, ob dir der kleine Dienst, den ich dir geleistet habe, angenehm gewesen ist? — Constanze erröthete, als sie den Prinzen sah. Mein Herr, antwortete sie mit sichtbarer Verlegenheit, ich habe immer eine Gelegenheit erwartet, Ihnen zu danken; aber sie hat sich nicht eher als heute finden wollen; ich wünsche, daß der Himmel Ihre Tage mit stetem Glück segnen möge! — Ich wünsche zu wissen, antwortete der Prinz, an wen das Lied gerichtet ist, das du eben gesungen hast? — Constanze schien einen Augen=

blick verlegen, dann sammelte sie sich und sagte: ich habe es nicht gemacht, also kann ich Ihnen hierüber auch keine Auskunft geben.

Dem Prinzen war ihr Erröthen und ihre Verlegenheit nicht entgangen. Warum verbirgst du mir deine Gedanken? sagte er zu ihr. Deine Augen verrathen das Geheimniß deines Herzens: du liebst. — Bei diesen Worten faßte er sie scharf in die Augen. Ach! mein Herr, antwortete Constanze, die Angelegenheiten meines Herzens sind so wenig werth, ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, und ich bin in der Gesellschaft meiner Schaafe so wenig gewohnt zu sprechen, daß ich Sie bitte, nicht weiter in mich zu dringen.... Sie war kaum im Stande, diese Worte vorzubringen, und entfernte sich mit einer so großen Eilfertigkeit, daß der Prinz sie nicht zurückhalten konnte.

Seine Eifersucht war erregt und sie gab seiner Liebe einen stärkern Schwung. Er konnte die reizende Schäferin nicht mehr vergessen, eine tiefe Traurigkeit bemächtigte sich seiner Seele; seine gewöhnlichen Zerstreuungen waren ihm verhaßt; er kannte kein anderes Vergnügen, als an Constanzen zu denken.

Er beschloß, ihr Geheimniß zu erforschen, es möchte kosten, was es wolle. Eine unschuldige List sollte ihm hierzu behülflich seyn. Er kannte einen schönen Knaben, von guter Geburt und einnehmenden Sitten. Diesen kleidete er als Schäfer, und schickte ihn mit einer kleinen Heerde in das Thal, wo Constanze weidete, um ihre Handlungen zu beobachten. Mirtill, so nannte er sich, ward bald mit der Schäferin bekannt: sie sahen ihn alle gern, nur Constanze vermied ihn. Umsonst ging er ihr nach. Immer weidete sie einsam in dem Schatten der

Wälder und sang. Kein Schäfer wagte sie zu lieben, aber sie ehrten sie alle.

Alle Abende brachte Mirtill dem Prinzen Nachricht, aber immer war es dasselbe, und der Prinz erfuhr nichts. Er fing an zu glauben, daß sie einen Hirten ihres Vaterlandes liebe. Suche, sprach er zu Mirtill, ihre Gesinnungen gegen mich zu erforschen. Sage ihr Gutes und Böses von mir, was du willst, und höre, was sie von mir denkt.

Mirtill fand bald eine Gelegenheit, Constanzen zu sprechen. Was fehlt dir, schöne Schäferin? sagte er zu ihr. Du scheinst mir so traurig, und gleichwohl hätte Niemand so viel Ursache, vergnügt zu seyn, als du. — Warum sollte ich vergnügt seyn? antwortete sie. Bin ich hier nicht fremd, in einem unbekannten Lande, und von meinen Verwandten getrennt? Ich habe nichts in der Welt, das mir Freude macht, als meine Heerde. — Ich dächte doch noch etwas mehr, antwortete Mirtill. Wenn man so viel Verstand, so viel Reize, so viel Liebenswürdigkeit besitzt, wenn man so reizend singt, so hat man doch wohl Grund genug, vergnügt zu seyn. — Ach! antwortete Constanze mit einem tiefen Seufzer, wenn ich auch all' dieß besäße, es würde mich doch nicht glücklich machen. — Wie so? fuhr jener fort. Glaubst du vielleicht, daß man von dem Blute der Götter entsprossen und auf einem Throne geboren seyn müsse, um glücklich zu seyn? Da irrst du dich. Ich bin im Dienste des Prinzen Constanz, der für einen der zärtlichsten Menschen gilt. Aber weit gefehlt. Er ist sehr unglücklich. — So, sagte Constanze, was könnte denn seine Ruhe stören? — Eine unglückliche Leidenschaft, antwortete Mirtill. — Er liebt? fiel die Prinzessin mit sichtbarer Unruhe ein. Ach! wie beklage ich ihn... Aber ein so

liebenswürdiger Mann wird gewiß Gegenliebe finden. — Er wagt es nicht, sich mit dieser Hoffnung zu schmeicheln, schöne Schäferin, versetzte Mirtill. Wenn du ihn hierüber beruhigen wolltest, so würde er deinen Worten mehr Glauben beimessen, als jeden andern. — Es schickt sich nicht für mich, erwiederte sie, mich in die Angelegenheiten der Großen zu mischen. Adieu, Mirtill, setzte sie hinzu; wenn du mir einen Gefallen thun willst, so sage mir nichts wieder von den Liebschaften deines Herrn.

Constanze war wirklich in den Prinzen verliebt, und alles, was sie that, um diese Leidenschaft zu unterdrücken, war verlorene Mühe. Die Nachricht von der Liebe des Prinzen war ihr also gar nicht gleichgültig; und der Antheil, den sie daran nahm, hatte sich allzu deutlich auf ihrem Gesichte ausgedrückt, um dem aufmerksamen Mirtill zu entgehen. Noch keinen Abend war er so vergnügt nach Hause gekommen. Er eilte sogleich zu dem Prinzen, um ihm seine Beobachtungen mitzutheilen.

Der Prinz fand jedoch in Constanzens Betragen Kälte und Gleichgültigkeit, wo Mirtill Spuren der Liebe sah. Doch suchte er sie den andern Tag auf. Aber kaum hatte sie ihn in der Entfernung erblickt, als sie anfing, zu entfliehen; denn dieß hielt sie für das einzige Mittel, ihrer Leidenschaft auszuweichen.

Constanz glaubte nun den offenbaren Beweis seiner Vermuthungen in den Händen zu haben. Das ist ihre Liebe! Das ist ihre Leidenschaft! sagte er bei sich selbst. Sie flieht mich, weil sie mich haßt. Sie haßt mich, weil sie einen andern liebt!

Er entfernte sich und Constanze kehrte um. Ohne es zu wollen, fand sie sich an der Stelle, die er verlassen hatte. Hier stand er still! Hier betrachtete er mich! Ohne Zweifel kam er hierher, um ungestört an seine

Geliebte zu denken. — Ach! ich darf mich nicht beklagen; fuhr sie fort. Was sollte ihn an ein Mädchen ketten, die er so tief unter sich glaubt? —

Kurz darauf suchte Mirtill eine neue Gelegenheit, sie zu sprechen, und machte ihr Vorwürfe, daß sie den Prinzen geflohen hätte. Sie gab vor, ihn nicht bemerkt zu haben. Aber, setzte sie hinzu, da er mir die Ehre erzeigte, auf mich zu achten, so werde ich auf ihn aufmerksamer seyn. — Mirtill brachte seinem Herrn die Nachricht, und der Prinz fand sich kurz darauf ein. Constanze floh nicht, aber sie war äußerst bestürzt; sie wurde es noch mehr, als er von seinen Gesinnungen gegen sie sprach. Sie fürchtete, daß er sie täusche, und einer armen Schäferin spotten wollte. Dieser Gedanke gab ihr ihren ganzen Stolz wieder; sie hörte seine Versicherungen mit so viel Kälte an, daß er in seinem Verdachte bestärkt wurde. Er gab es ihr zu verstehen, und sie antwortete, daß sie eine unüberwindliche Gleichgültigkeit gegen das ganze männliche Geschlecht in ihrem Herzen hege, und daß sie ganz gewiß niemals lieben werde.

Der Prinz verließ sie in tiefer Betrübniß, und sein Kummer stieg so hoch, daß er in eine gefährliche Krankheit fiel. Die Aerzte, welche die Quelle seines Uebels nicht kannten, zweifelten an seinem Aufkommen. Am Hofe und in der Stadt war alles in die tiefste Trauer versenkt. Mirtill versäumte nicht, Constanzen davon zu benachrichtigen, die vor Schrecken beinahe in Ohnmacht fiel. Weißt du denn gar kein Mittel gegen das Fieber und das Herzweh? sagte Mirtill. — O ja! antwortete sie, ich kenne eines, das aus Kräutern und Blumen besteht. Aber es kömmt dabei alles auf die Art an, wie man es auflegt. — Wenn das ist, versetzte Mirtill, so komm in den Palast und heile meinen Herrn. — Constanze

machte Schwierigkeiten; sie fürchtete, es möchte nicht anschlagen, und sie scheute sich vor den Blicken der Hofleute. Mirtill sprach ihr zu; er warf ihr ihre Grausamkeit gegen ihren Wohlthäter vor; endlich gab sie seinen Gründen nach und versprach zu kommen.

Mirtill brachte dem Prinzen sogleich Nachricht von Constanzens Versprechen. Laß sie kommen, sagte dieser, wenn es die Königin erlaubt. Eile, ich werde die Zeit nicht erwarten können, sie zu sehen.

Die Königin nahm es auf sich, die Schäferin holen zu lassen. Die königlichen Weiden waren nahe bei der Stadt, und Constanze, von ihrem Wunsche getrieben, den Prinzen zu sehen, betrat in kurzer Zeit das königliche Schloß. Die Königin ließ ihr sagen, sie verspräche ihr eine Belohnung, wenn sie den Prinzen heilte; aber sie möchte sich wohl vorsehen, sich keiner Kenntnisse gerühmt zu haben, die sie nicht besäße, um das Uebel vielleicht noch ärger zu machen. In dem letztern Falle würde man sie unfehlbar in einen ledernen Sack stecken und in das Meer werfen. — Constanze erblaßte bei diesen Worten. Sie hatte in der That kein Mittel gegen seine Krankheit, und dieß Vorgeben sollte ihr nur den Weg an sein Krankenbett bahnen.

Sie bat um die Erlaubniß, in den Garten zu gehen und die Kräuter zu pflücken, die sie nöthig hätte. Sie nahm Myrthen, Klee, Tausendschönchen und Vergißmeinnicht, einige Taubenfedern und einige Tropfen Taubenblut. Dann betete sie noch einmal zu den Göttern um Beistand, und ließ sich zitternd in das Zimmer des Prinzen führen. Er lag zu Bette, sein Gesicht war blaß, seine Augen matt; aber kaum erblickte er seine reizende Constanze, als seine Farbe und seine Augen lebhafter wurden.

Sie trat näher. Mein Prinz, sagte sie leise zu ihm, schon seit mehreren Tagen hab' ich Gelübde für die Rückkehr ihrer Gesundheit gethan. Mein heißer Wunsch, sie wieder hergestellt zu sehen, hat mich sogar bewogen, einem ihrer Hirten zu sagen, daß ich ein Mittel gegen ihre Krankheit kenne, und daß ich mit Freuden seine Kräfte an ihnen versuchen wollte. Selbst die Drohungen der Königin haben mich nicht abgeschreckt. Urtheilen sie selbst, ob ich die Erhaltung ihres Lebens wünsche, da ich das meinige selbst in Gefahr setze. — Fürchte nichts, schöne Schäferin, antwortete der Prinz; ich fange an, mein Leben wieder zu achten, da du seine Erhaltung wünschest. Wie konnte ich froh und glücklich seyn, wie konnte ich zu leben wünschen, da ich wußte, daß dein Herz einem andern angehörte? Jene zärtlichen Worte, die ich dich einst singen hörte, und deine Kälte haben mich in diesen Zustand versetzt. Aber du willst, daß ich leben soll; es sey, und der Rest meiner Tage soll nur dir gewidmet seyn.

Constanze war kaum im Stande, die Freude zu verbergen, die ihr diese Erklärung verursachte. Sie bat den Prinzen um die Erlaubniß, ihm ihre Kräuter auflegen zu dürfen. Er hielt ihr den Arm hin und sie legte sie auf. Kaum waren einige Augenblicke verstrichen, als er rief, er fühle eine Krise, seine Krankheit habe sich gebrochen, er habe wieder Hoffnung zum Leben. Man rief die Aerzte; sie erstaunten über die schnelle Wirkung so einfacher Mittel; als sie aber die Schäferin sahen, die sie aufgelegt hatte, wunderten sie sich nicht mehr, denn die alten Herrn fanden sie selbst so reizend, daß sie sagten: ein einziger von ihren Blicken sey wirksamer, als ihr ganzer Arzneikram zusammengenommen.

Die Schäferin blieb bei dem Kranken und fühlte ihm zuweilen den Puls, und jedesmal fand sie den Prinzen

besser. Ich hoffe, sagte sie, daß man den Sack nicht brauchen soll, den die Königin für mich hat machen lassen. Ihre Gesundheit kehrt sichtbar zurück. Dieß danke ich dir, meine theuerste Constanze, antwortete er, und ein kleiner Antheil an deinem Herzen wird die Ruhe meines ganzen Lebens befestigen.

Der Prinz stand auf und begab sich nach dem Zimmer der Königin. Als man ihr sagte, der Prinz käme, sie zu besuchen, wollte sie es durchaus nicht glauben, bis er selbst frisch und gesund in das Zimmer trat. Ist es möglich? rief sie ihm entgegen. Mein Sohn, mein geliebter Sohn, wem verdanke ich deine wundervolle Wiederherstellung? Sie haben die Gnade gehabt, antwortete der Prinz, mir ein kluges und verständiges Mädchen zu schicken, die mich durch Kräuter gesund gemacht hat. Ich bitte Ihre Majestät, sie auf eine angemessene Art zu belohnen. — Wir brauchen uns damit nicht zu übereilen, antwortete die Königin, sie ist eine arme Schäferin, die froh seyn muß, daß ich ihr meine Heerde anvertraue.

In diesem Augenblicke kam der König, dem man die Nachricht von der Wiederherstellung des Prinzen gebracht hatte. Der erste Gegenstand, der ihm in die Augen fiel, als er in das Vorgemach trat, war Constanze, die hier den Ausgang ihres Abenteuers erwartete. Ihre Schönheit blendete ihn so, daß er einige Augenblicke brauchte, um die Umstehenden fragen zu können, wer sie sey. Als er erfuhr, daß sie das Wunder der Wiederherstellung seines Sohnes bewirkt hatte, ging er auf sie zu, umarmte sie und befahl ihr, zu folgen.

Die Königin sah sie jetzt zum erstenmale, ihr Erstaunen war unbeschreiblich. Sie stieß einen lauten Schrei aus, und fiel ohnmächtig auf ihren Sopha

zurück. Niemand wußte, wie er diese Erscheinung erklären sollte. Der König fragte sie, als sie wieder zu sich kam, nach der Ursache ihres Schreckens; sie gab vor krank zu seyn, und redete die Schäferin mit sichtbarer Güte an. Sie befahl ihr, auf dem Schlosse zu bleiben, und für ihre Blumen Sorge zu tragen. Constanze verneigte sich, und freute sich im Herzen, nun öfter Gelegenheit zu haben, ihren geliebten Prinzen zu sehen.

Als sie sich entfernt hatte, nahm der König seine Gemahlin mit sich in sein Kabinet und fragte sie noch einmal um die Ursache ihres Erstaunens bei dem Anblicke der Schäferin. Ach, denken Sie nur, antwortete sie, ich träumte vor einiger Zeit, mein Sohn heirathete eine Schäferin, und da ich nun Constanzen erblickte, erkenne ich Zug für Zug die Schäferin. Geben Sie Achtung, ob uns diese Bäuerin nicht noch vielen Kummer machen wird. — Aber wie können Sie sich so sehr vor einem Traume fürchten? versetzte der König. Träume sind Schäume, sagt das Sprüchwort. Denken Sie nicht mehr daran. Schicken Sie die Schäferin zu ihrer Heerde zurück, und machen Sie sich keinen vergeblichen Kummer. — Die Königin war damit nicht beruhigt, sie beschloß vielmehr, das Betragen ihres Sohnes gegen Constanzen auf das Sorgfältigste zu beobachten.

Der Prinz benutzte jeden Augenblick, sie zu sehen. Sie brachte die meiste Zeit im Garten zu, die Blumen zu besorgen, die unter ihren Händen weit schöner wurden als vorher. Ihr geliebter Widder leistete ihr Gesellschaft und war der Vertraute ihrer Liebe. Dem Prinzen gestand ihr Mund nichts, aber ihre Augen alles. Er verstand diese Sprache; sie entzückte ihn und er sprach unaufhörlich mit ihr von seiner Leidenschaft in den zärtlichsten Ausdrücken.

Die Königin konnte nicht ruhig mehr schlafen, ihr Traum war ihr immer gegenwärtig, und Constanzens Schönheit vermehrte ihre Furcht. Sie stand vor Tagesanbruch auf, und versteckte sich in dem Garten; aber was sie hörte und sah, war doch nur wenig, denn die beiden Verliebten waren immer auf ihrer Hut. Indessen war es nicht schwer zu bemerken, daß der Prinz eine große Zuneigung gegen die schöne Gärtnerin hegte, und daß die schöne Gärtnerin gegen den Prinzen nicht gleichgültig sey, schien den Hofleuten eine ausgemachte Sache.

In der That wuchs ihre Liebe mit jedem Tage. Constanze von der Aufrichtigkeit des Prinzen überzeugt, konnte es nicht mehr über sich erhalten, ihm ein Geheimniß aus ihrer Geburt zu machen. Man kann sich leicht vorstellen, welchen Eindruck dieß Geständniß auf sein Herz machte, und daß, wenn er die Schäferin geliebt hatte, die Prinzeßin nun anbetete. Er schwur ihr ewige Treue, sie erwiederte diesen Schwur, und sie versprachen sich zu heirathen, sobald die Umstände ihnen günstig wären.

Die Königin entdeckte beinahe zu gleicher Zeit, daß Constanze alle Morgen ihren Widder zu dem Prinzen schickte, daß sie ihm zwei Körbchen mit Blumen anhing und daß Mirtill ihn führte. Sie beschloß diese Nachricht zu benutzen. Sie erwartete den armen Widder, zog ihn in ihr Zimmer, nahm ihm die Blumen ab, und suchte so lange, bis sie in einer Ranunkelknospe ein Stückchen Papier fand, welches Constanze sehr geschickt hineingesteckt hatte. Es enthielt zärtliche Vorwürfe über die Jagdlust des Prinzen, und über die Gefahren, denen er sich aussetzte.

Mirtill hatte seinem Herrn sogleich Nachricht von diesem Vorfall gebracht. Dieser eilte in das Gemach seiner Mutter, aber sie war schon bei dem Könige. Hier

sehen Sie die edlen Neigungen Ihres Sohnes, sagte sie. Wie ich Ihnen gesagt habe, er ist in die Schäferin verliebt und mein Traum trifft ein. Was soll nun aus unserm Projekte werden? Wird er meine Nichte heirathen wollen, wenn er in ein Bauernmädchen vernarrt ist? — Sie sind gar zu streng, antwortete der König, Sie müssen seiner Jugend etwas nachsehen. — Und Sie möchten ihm lieber in Allem nachsehen, fiel die Königin ein. Erlauben Sie wenigstens, daß ich ihn eine Zeitlang von hier entferne. Die Abwesenheit ist für ihn die beste Arznei. Der König liebte den Frieden und willigte in das Verlangen seiner Gemahlin ein, die sogleich wieder in ihr Gemach zurückkehrte.

Hier fand sie den Prinzen, der sie mit der größten Ungeduld erwartete. Mein Sohn, redete sie ihn an, ehe er selbst den Mund öffnen konnte, der König hat mir so eben Briefe von seinem Bruder gezeigt, in denen er verlangt, daß du zu ihm kommen und die Bekanntschaft der Prinzessin machen möchtest, die dir, wie du weißt, von Kindheit an zur Gemahlin bestimmt ist. Es ist nöthig, daß du sie kennen lernst, und daß du ihre Liebe gewinnst, ehe du dich auf immer mit ihr verbindest. — Liebe Mutter, antwortete der Prinz, ich muß gestehen, daß mich diese Forderung meines Onkels befremdet. Es ist sonst nicht gebräuchlich, daß sich die Großen in dieser Absicht besuchen, oder bei einer Heirath ihre Herzen zu Rathe ziehen, und ich verlange keine Ausnahme von der Regel zu machen. — Ha! ich verstehe dich, ungerathener Sohn, fuhr die Königin auf, du bist in eine elende Schäferin verliebt, die du zu verlassen fürchtest; aber du sollst sie verlassen, oder sie soll vor deinen Augen sterben. Wenn du aber ohne Verzug abreisest, und dieser

unwürdigen Liebe entsagst, so will ich Constanzen bei mir behalten und sie mit Wohlthaten überhäufen.

Der arme Prinz war wie vom Blitze getroffen. Er schwankte, welche Partie er ergreifen sollte. Auf beiden Seiten drohte ihm Kummer und Elend. Er kannte die Heftigkeit seiner Mutter; er mußte alles für Constanzen fürchten, wenn er sich ihrem Willen widersetzte; gleichwohl schien ihm die Trennung von seiner Geliebten ärger als der Tod. Endlich beschloß er, dem Befehle der Königin zu folgen und versprach zu reisen.

Traurig und mit beklemmtem Herzen kehrte er auf sein Zimmer zurück. Er erzählte seinem getreuen Mirtill den ganzen Vorgang, und suchte Constanzen auf, um seinen Kummer mit ihr zu theilen. Er fand sie in einer Grotte, auf einer Rasenbank, an dem Rande eines Baches, der sich von der Höhe eines Felsens herabstürzte. Sie hatte die Flechten ihrer Haare aufgelöst, und ihre blonden Locken flossen über ihren Busen herab. Das Murmeln des Baches hatte sie in einen sanften Schlaf gewiegt, der die Schönheit ihrer Farbe erhöhte. Noch nie war sie dem verliebten Prinzen so unaussprechlich liebenswürdig vorgekommen.

Er betrachtete sie lange Zeit mit einer Zärtlichkeit und einem Vergnügen, dessen nur schöne Seelen fähig sind, wenn sich die Liebe ihres ganzen Wesens bemächtigt hat. Er sank vor ihr auf die Kniee, er ergriff sie bei der Hand. Constanze erwachte, und eine sanfte Schaamröthe überflog ihre Wangen.

Sie bemerkte bald, daß ein geheimer Kummer die Zufriedenheit ihres Geliebten trübte, sie verlangte ihn zu wissen. Ach! wer sollte nicht bekümmert seyn, sagte der Prinz und heiße Thränen flossen über seine Wangen, wer sollte sich nicht grämen, wenn er dich verlassen muß.

Man will uns trennen. Ich muß reisen, wenn ich dich nicht der Grausamkeit meiner Mutter aussetzen will. Sie weiß, daß ich dich liebe; sie hat das Briefchen gesehen, daß du mir geschrieben hast, und sie schickt mich ohne Barmherzigkeit zu meinem Onkel.

Constanzens Betrübniß über diese Nachricht war unaussprechlich. Sie hielt es für unmöglich, von ihrem Geliebten getrennt zu leben; und der Tod schien ihr minder schrecklich, als die Trennung. Endlich schwuren sie sich ewige Treue; der Prinz versprach so bald als möglich wieder zu kommen, und alles aufzubieten, sich das Mißfallen der ihm bestimmten Braut und ihrer Eltern zuzuziehen. Die Unterhaltung der beiden Verliebten hatte bis in die Nacht hinein gedauert; die Königin verlangte ihren Sohn zu sprechen. Mirtill suchte ihn auf, und fand ihn noch zu den Füßen seiner Schönen. Sie mußten sich endlich trennen. Kaum konnten sie sich das letzte Lebwohl sagen. Thränen erstickten ihre Worte.

Die Königin kündigte ihrem Sohne an, daß alles zur Abreise fertig wäre, und diese den folgenden Morgen vor sich gehen sollte. Der Prinz antwortete wenig oder nichts. Er brachte die ganze Nacht mit Mirtill zu, den er am Hofe zurückließ, um ihm von allem, was Constanzen beträfe, Nachricht zu geben; und als der Morgen anbrach, nahm er von seinen Eltern Abschied.

Die größte Sorge der Königin war nun, die Briefe aufzufangen, die man ihrem Sohne schreiben würde. Es gelang ihr. Sie erfuhr, daß Mirtill der Vertraute seiner Liebe war, und nun ließ sie diesen, unter einem nichtigen Vorwande, gefangen nehmen und auf ein entferntes Schloß bringen, wo er in strenger Verwahrung gehalten wurde. Der Prinz gerieth über diese Nachricht in heftigen Zorn. Er schrieb an den König und die Königin, um

die Freiheit seines Favoriten zu bewirken. Aber seine Vorstellungen und Bitten waren ohne Erfolg.

Dieß war indeß nur der Anfang der Leiden, die man dem Prinzen bereitete. Man hatte ihm seinen Vertrauten entrissen, um ihn desto leichter um seine Geliebte zu bringen. Als Constanze eines Tages beim Anbruch der Morgenröthe in den Garten ging, sah sie sich auf einmal von Kröten, Scorpionen, Ottern und Schlangen umgeben, die ihr entgegenzischten, in die Höhe sprangen, um sich auf sie zu werfen, aber immer wieder auf den nemlichen Platz zurückfielen.

Constanze bemerkte dieß Wunder mit Erstaunen und schrieb es der Wirkung eines gefeiten Ringes zu, den sie von ihrem Prinzen erhalten hatte. Aber wohin sie sich wendete, war sie von giftigen Thieren umringt. Die Alleen waren davon angefüllt, sie lagen unter den Blumen, in den Gebüschen und auf den Bäumen. Constanze konnte gar nicht begreifen, was diese Ungeheuer in so großer Anzahl hervorgebracht habe, bis sie die Königin am Fenster erblickte, die ein schallendes Gelächter aufschlug. Aber so wie Constanze vorwärts ging, entfernten sich die Schlangen von ihr, und sie entging der Gefahr, zum großen Erstaunen der Königin, die diese Thiere schon längst hatte sammeln lassen, um durch sie die Geliebte ihres Sohnes aus dem Wege zu räumen, und dann ihren Tod einer natürlichen Ursache zuzuschreiben. Da ihr dieß Projekt fehlschlug, nahm sie ihre Zuflucht zu einem andern.

An dem äußersten Ende des Waldes lebte eine Fee, deren Wohnung von Elephanten umringt war, die alles, was ihnen in den Weg kam, Menschen und Pferde, mit Haut und Haar verzehrten. Die Königin war mit ihr übereingekommen, daß, wenn sie Jemanden zu ihr schickte,

und dieser glücklich bis in ihren Palast kommen sollte, sie ihm etwas mit auf den Weg geben möchte, das ihm den Tod brächte.

Sie rief Constanzen zu sich, und befahl ihr, zu der Fee zu gehen. Constanze wußte, wie gefährlich es war, den bezauberten Wald zu betreten; aber sie hatte von einer alten Schäferin gehört, daß sie bei der Fee gewesen wäre. Ein Schaaf hätte sie gegen die Grausamkeit der Elephanten geschützt; und da ihr die Fee einen brennenden Gürtel gegeben hätte, um ihn der Königin zu bringen, hätte sie diesen um einige Bäume geschlungen, die davon verbrannt wären. Da ihr hierauf die Königin befohlen hätte, ihn umzubinden, hätte er ihr nicht den mindesten Schaden gethan.

Constanze erinnerte sich jetzt dieser Erzählung und beschloß, sie zu nutzen. Sie machte sich mit ihrem Widder auf den Weg und rief die Götter um Beistand an. Die Königin war vor Freuden außer sich, als sie sie fortgehen sah. Sie glaubte nunmehr ganz gewiß, sich ihrer entledigt zu haben.

Indeß trat Constanze kaum in den Wald, als sie sich von einer Menge Elephanten umgeben sah, die den Widder mit sichtbarem Vergnügen betrachteten, ihn mit ihren Rüsseln befühlten und ihm zu schmeicheln schienen. Constanzen klopfte das Herz, und um ganz sicher zu seyn, nahm sie den Widder unter den Arm.

So kam sie an den Palast der Fee, die nicht wenig verwundert war, ein menschliches Wesen bei sich zu sehen. Indeß suchte sie ihr Erstaunen so gut als möglich zu verbergen. Was bringst du, schönes Kind? sagte sie zu ihr. Die Königin schickt mich zu Ihnen, antwortete Constanze, und läßt Sie um den Gürtel der Freundschaft bitten. — Ihre Bitte soll ihr gewährt seyn, antwortete

die Fee. Er ist wahrscheinlich für dich bestimmt. — Ich weiß es nicht, sagte Constanze. — Ganz gewiß, erwiederte jene, und nahm einen blauen, reichgestickten Gürtel aus einem Käſtchen. Nimm hin, sagte sie, und lege ihn an, so bald du in dem Walde bist.

Constanze dankte ihr und kehrte auf eben die Art zurück, wie sie gekommen war. Die Elephanten waren so zahm, wie die Lämmer, und verstatteten ihr einen freien Durchgang. Jetzt schlang sie den Gürtel der Freundschaft um einen Baum, den er sogleich in Asche verwandelte, dann wieder um einen, und noch um einen, und so fort, bis er nicht mehr brannte.

Müde und matt kam sie in den Palast der Königin, die nichts weniger gehofft hatte, als sie wieder zu sehen. Du bist nicht bei der Fee gewesen, sagte sie zu ihr. — Verzeihen Ihre Majestät, antwortete die schöne Constanze, ich bringe Ihnen hier zum Beweise den Gürtel der Freundschaft mit. — Hast du ihn nicht angelegt? fragte jene. — Er ist zu schön für eine arme Schäferin, wie ich, antwortete sie. — Nein, nein, versetzte die Königin, ich schenke ihn dir, und befehle dir, ihn umzuthun. Aber sage mir doch, ist dir unterwegs Niemand begegnet? — Niemand, antwortete Constanze, als eine Schaar von Elephanten, die so zahm und so geschickt sind, daß man sich gar nicht vor ihnen fürchtet. — Die Königin wußte nicht, was sie aus dieser Erzählung machen sollte, aber sie hoffte, daß wenn Constanze den Elephanten entgangen wäre, sie die Kraft des Gürtels doch gewiß empfinden würde.

Mit Tagesanbruch ging Constanze in den Garten und hatte den blauen Gürtel umgelegt. Die Königin kam ans Fenster und sah sie Blumen pflücken, so unbekümmert, als wenn ihr nichts wiederfahren wäre. Man

wird sich ihren Verdruß nicht leicht vorstellen können, wenn man nicht eben so boshaft ist, als sie. Welche geheime Macht schützt diese nichtswürdige Schäferin? dachte sie bei sich selbst. Durch ein geheimes Mittel ruft sie meinen Sohn ins Leben zurück; aus Dankbarkeit vernarrt er sich in sie, und sie weiß ihn zu fesseln; die Vipern kriechen zu ihren Füßen und stechen sie nicht; die Elephanten werden bei ihrem Anblicke zu Lämmern; der brennende Gürtel verliert an ihren Hüften seine Kraft. Ich muß meine Zuflucht zu einem zuverläßigen Mittel nehmen.

Sie schickte hierauf den Hauptmann von der Garde, auf dessen Treue sie rechnete, an den Hafen, um sich zu erkundigen, ob kein Schiff vor Anker läge, das nach einer entfernten Gegend zu segeln bestimmt wäre. Er fand eins, das mit Anbruch der Nacht die Anker lichten sollte; die Königin, außer sich vor Freuden, ließ sogleich den Capitain fragen, ob er eine schöne Sclavin kaufen wollte. Er kam in den Palast, sah Constanzen, fand sie bezaubernd und schloß den Handel.

Gegen Abend, als Constanze in ihrem Kämmerchen saß und an ihren geliebten Prinzen dachte, wurde plötzlich ihre Thüre aufgerissen. Die Königin trat herein, von zwei Stummen und dem Hauptmann der Garde begleitet. Die Stummen verstopften ihr den Mund mit einem Tuche, banden ihr die Hände und schleppten sie fort. Der Widder wollte seiner Gebieterin folgen, aber die Königin hielt ihn zurück, weil sie fürchtete, sein Blöcken möchte ihr ihren schwarzen Plan verrathen, den sie ganz insgeheim auszuführen wünschte. So wurde Constanze, von der ganzen Welt verlassen, an den Hafen geschleppt und dem Capitän übergeben, der nur auf sie wartete, um die Anker zu lichten.

Hier wollen wir sie der Aufsicht der Fee Souveraine überlassen, die ihr allenthalben in einer dunkeln Wolke folgte, um Zeuge ihrer Schicksale zu seyn, die sie zu ändern nicht vermochte, und zu dem Prinzen Constanz zurückkehren, der indeß an dem Hofe seines Onkels alles that, was in seinen Kräften stand, um die projektirte Heirath rückgängig zu machen. Er war beinahe schon so weit, sich mit der ganzen Familie zu überwerfen, als er einen Brief von seiner Mutter erhielt, die ihm meldete, Constanze läge in den letzten Zügen. Diese Nachricht übermannte ihn. Ohne einen Augenblick zu verweilen und ohne von Jemand Abschied zu nehmen, reiste er ab, um seine Geliebte wenigstens noch einmal vor ihrem Ende zu sehen.

Aber so schnell er auch reiste, so kam er doch zu spät. Die Königin, die seine Rückkehr voraus sah, ließ ausbreiten, Constanze liege sehr krank darnieder, und würde wahrscheinlich sterben; bald darauf hieß es, sie sey wirklich todt, und man feierte in der That das Leichenbegängniß einer wächsernen Puppe. Mirtill wurde freigelassen, um bei dem Begräbniß gegenwärtig zu seyn. Mit Einem Wort, man that alles, um den Prinzen von der Wahrheit dieses Vorgebens zu überzeugen; die ganze Stadt beklagte den Verlust des schönen Mädchens, und die Königin selbst stellte sich über ihren Tod betrübt.

Der Prinz kam kurz darauf an, und er konnte sich nicht enthalten, den ersten, dem er begegnete, nach Constanzen zu fragen. Dieser Mensch kannte ihn nicht und sagte, sie sey todt. Bei dieser Nachricht war der Prinz nicht mehr Herr seines Schmerzes. Er sank ohnmächtig vom Pferde herab. Man versammelte sich um ihn, man erkannte den Prinzen und trug ihn ohne Leben in den königlichen Palast.

Der König fühlte den Schmerz seines Sohnes tief in seinem Herzen; aber die Königin war darauf vorbereitet und hoffte, daß die Zeit und ihre zärtliche Sorgfalt die Wunde des Prinzen heilen würde. Aber diese Wunde war leider zu tief. Sein Schmerz vermehrte sich mit jedem Tage; er schloß sich in sein Zimmer ein und ließ Niemanden zu sich. So brachte er mehrere Tage zu. Dann kam er zu der Königin, mit Thränen in den Augen, mit zerstreuten Haaren und nassem Gesicht. Er warf ihr Constanzens Tod vor. Sie sind ihre Mörderin, sagte er zu ihr. Aber die Strafe wird nicht ausbleiben. Sie werden mich sterben sehen, und ich werde in Einem Grabe mit meiner Constanze ruhen.

Da ihm die Königin diese Idee nicht ausreden konnte, hielt sie es für das Beste, seinem Schmerze nachzugeben, und führte ihn in einen Cypressen-Hain, wo sie Constanzen hatte begraben lassen. Als er an ihren Hügel kam, warf er sich auf die Erde und umfaßte das Grab. Die Königin selbst konnte sich der Thränen nicht enthalten, und verdammte ihre eigene Grausamkeit, die ihren Sohn in diesen Zustand versetzt hatte. Der Schmerz des unglücklichen Prinzen verwandelte sich bald in Verzweiflung. Er zog seinen Degen und war im Begriffe, sich durchzubohren, als ihm die Königin und Mirtill in die Arme fielen. — Nein, rief er aus, nichts soll mich abhalten zu sterben und meiner geliebten Prinzessin zu folgen. — Bei diesen Worten sah ihn die Königin verwunderungsvoll an. Sie fragte ihn, warum er Constanzen eine Prinzessin nennte, und der Prinz entdeckte ihr das Geheimniß, das ihm seine Geliebte vertraut hatte.

Aber mein Gott, sagte die Königin, warum hab ich das nicht eher gewußt. Wenn Constanze keine Schäferin

ist, und wir uns ihrer Geburt nicht zu schämen haben, so habe ich nichts dawider, wenn du sie heirathest. Tröste dich, Constanze ist nicht todt. Sie haben sie als Sclavin verkauft, und ihr Herr hat sie über das Meer geführt.

Der Prinz glaubte, seine Mutter suche ihn zu täuschen, um seinen Schmerz zu lindern. Ich will dich mit deinen eigenen Augen überführen, sagte sie zu ihm, und befahl, die Wachspuppe auszugraben. Es dauerte lange, ehe sich der Prinz überzeugen konnte. Seine Mutter hatte ihn so oft getäuscht, daß es ihm schwer wurde, ihr jetzt zu glauben.

Wer seine Geliebte als todt beweint hat, und erfährt, daß sie lebt, dem scheint jeder Schmerz unbedeutend, jede Schwierigkeit gering. Niemand wußte, wo Constanze hingekommen war; die Kaufleute, denen man sie verkauft hatte, waren unbekannt; aber sie lebte; es war Hoffnung, sie wiederzusehen. Die heißen Wünsche eines zärtlich Verliebten verwandeln die Hoffnung in Gewißheit.

Der Prinz beschloß, Constanzen in der ganzen Welt aufzusuchen. Die Thränen seiner Mutter, die Vorstellungen seines Vaters, die ihm diesen abenteuerlichen Vorsatz auszureden suchten, alles war umsonst. Er verabredete mit Mirtill die Mittel, ihm zu schreiben, ohne daß die Königin es erführe; vertraute diesem die Hälfte seiner Juwelen an und nahm die andere Hälfte mit. Mit Anbruch des Tages schwang er sich auf sein Roß, und ritt ganz allein dem Hafen zu, wo er sich einschiffte, um, unter Leitung der Götter, seiner Geliebten zu folgen.

An allen Ufern erkundigte er sich nach Constanzen, aber lange umsonst. Als er einstmals des Abends an's Land gegangen war, sah er, nach langem Herumstreichen, einen hellen Schein und hörte ein lautes Getöse, wie von Hämmern, die mit großer Gewalt auf den Ambos fielen.

Als er näher kam, sah er, daß es eine Schmiede war, in welcher dreißig Cyclopen mit großer Emsigkeit arbeiteten. Er näherte sich ihnen und sagte: wenn ihr des Mitleids und der Liebe fähig seyd, und wenn ihr vielleicht die schöne Constanze gesehen habt, so zeigt mir den Weg, den sie genommen hat. — So sprach er, aber die Cyclopen hörten nicht auf seine Klagen, sondern setzten ihre Arbeit ununterbrochen fort.

Der Prinz war schon im Begriffe, weiter zu gehen, als er eine herrliche Symphonie vernahm, die ihn entzückte. Auf einmal sah er aus den Flammen der Schmiede einen Knaben hervorgehen, schön wie der Tag und strahlender als das Feuer, aus dem er heraustrat. An seiner Hüfte hing ein Köcher, in seiner Hand trug er Pfeil und Bogen. Verweile hier, so redete er den Prinzen an; ich bin Amor, der Beschützer tugendhafter Liebenden. Ich war es, der Constanzen rettete, als der Riese sie entführte; ich war es, der dich verwundete, als du sie an dem Bache schlafend fandest. Ich beschütze sie auch jetzt; aber ehe ich sie dir wiedergebe, muß ich deine Liebe prüfen. — Lege mir auf, was du willst, rief der Prinz, nur gieb mir Constanzen wieder. — Stürze dich in dieß Feuer, versetzte der Gott, aber bedenke vorher, ob deine Liebe rein und ob dein Herz Constanzen einzig ergeben ist. — Ohne zu antworten und ohne sich zu bedenken, stürzte sich der Prinz in die Flamme, und in diesem Augenblick verlor er alles Bewußtseyn.

Er schlief dreißig Stunden lang und als er aufwachte, fand er sich in einen Täuber verwandelt. Er lag auf einem kleinen Neste von Rosen, Jasminen und Geisblatt; er glaubte zu träumen, er schüttelte sich, er betrachtete sich überall, und bald wurde er von der Wahrheit seiner Verwandlung nur allzu gewiß überzeugt. Er

wollte sich beklagen, aber ach! der Gebrauch der Sprache war ihm versagt. Nur sein Gedächtniß und sein Verstand waren ihm zu seiner Pein erhalten worden.

In seiner Verzweiflung beschloß er, sich von einem Felsen herabzustürzen. Er versuchte es, aber seine Flügel erhielten ihn in der Luft. Nun rupfte er sich die Federn aus, und wollte den Sprung von Neuem versuchen, als zwei Mädchen dazu kamen die den armen nackten Vogel sitzen sahen. Wo muß diese Taube herkommen? sagte die eine zu der andern. Wahrscheinlich ist sie den Klauen eines Raubvogels entgangen, der sie gerupft hat. — Sie mag herkommen, wo sie will, sagte die andere, so ist es mir lieb, daß ich sie finde. Sie soll den andern Tauben Gesellschaft leisten, von denen ich eine Pastete für die Fee Souveraine machen will.

Der unglückliche Constanz hörte diese Worte ohne Schrecken; er ließ sich sogleich fangen und war so artig und zahm, daß die beiden Mädchen beschlossen, ihn lebendig zu lassen. Hierauf steckten sie ihn in einen bedeckten Korb und setzten ihren Spaziergang weiter fort.

Während sie so gingen, sagte die eine von ihnen: unsere Gebieterin muß jetzt sehr viel zu thun haben; alle Augenblicke reitet sie auf ihrem Kameel aus, und irrt von einem Thal zu dem andern. — Wenn du verschwiegen seyn willst, versetzte die andere, so will ich dir sagen, was sie treibt. Die Prinzessin Constanze, die in ihrem Schutze steht, wird von einem Riesen verfolgt, der sie heirathen will. Er hat sie in einen Thurm eingesperrt, und sie muß alle ihre Kräfte aufbieten, um zu verhindern, daß sie den Riesen nicht heirathet.

Der Prinz verlor in seinem Korbe kein Wort von dieser Unterhaltung. Das Mädchen, welches ihn in ihrem Körbchen trug, war nicht so bald nach Hause

gekommen, als sie die Fee aufsuchte, in deren Diensten sie stand, und die sie in einer Allee ihres Gartens fand. Sie sank vor ihr auf ein Knie und reichte ihr das Körbchen dar. Hier, große Königin, sagte sie, haben wir eine Taube gefangen, die so zahm ist, daß wir ihr das Leben geschenkt haben. Wenn sie dir gefällt, so nimm sie auf dein Zimmer. — Die Fee nahm das Körbchen, öffnete es, und erkannte den Prinzen, der sich alle Mühe gab, durch seine unschuldigen Schmeicheleien ihre Gunst zu erwerben. Sie trug ihn auf ihr Zimmer und sagte zu ihm: Prinz, ich habe dich erkannt und ich nehme Theil an deinem Schicksale, weil du der Geliebte meiner Constanze bist. Ich bin an deiner Verwandlung Schuld; ich habe deine Liebe geprüft und habe sie bewährt gefunden. Darum gebührt dir auch allein der Ruhm, Constanzens Abenteuer zu endigen. Deine Mutter, fuhr sie fort, hat, wie du weißt, Constanzen verkauft. Das Schiff, auf welches sie gebracht wurde, war für Ost-Indien bestimmt, wo der Capitän sicher darauf rechnete, sie für einen hohen Preis abzusetzen. Ihre Thränen, ihr Flehen, und ihre Versicherungen, daß der Prinz Constanz sie mit allen seinen Reichthümern loskaufen würde, dienten nur dazu, die Reise zu beschleunigen, damit ihnen der Prinz nicht etwa ihre Beute entführen möchte. Nachdem sie eine Zeitlang gesegelt waren, entstand ein heftiger Sturm. Die Prinzessin war krank, und man war genöthigt, sie an's Land zu bringen. Aber kaum hatten sie sich vor Anker gelegt, als eine Schaar von Riesen an das Schiff kam. Ihr Anführer verlangte, es zu besehen; und bei dem ersten Schritt, den er darauf that, fiel ihm die reizende Constanze in die Augen. Sie erkannten sich beim ersten Blicke. Aha, sagte er, kleine Landläuferin, finden wir uns so wieder? Die gerechten und mitleidigen Götter

führen dich selbst mir zu. Erinnerst du dich noch, wie du mir aus dem Sack entwischt bist? Dießmal sollst du nicht so davon kommen. — Mit diesen Worten ergriff er sie, nahm sie unter den Arm und trug sie, aller Vorstellungen des Capitäns ungeachtet, auf und davon.

Der Riese hat auf einem hohen Berge einen Thurm, den Zauberer gebaut haben, und der an Schönheit und Kunst seines gleichen nicht hat. Er hat keine Thür, sondern man steigt zu den Fenstern hinein, die sehr hoch sind. Seine diamantnen Mauern strahlen wie die Sonne und sind von undurchdringlicher Festigkeit. Hier quartirte der Riese Constanzen ein. Er sagte ihr, daß er sie mit seiner Hand beglücken und zur Gebieterin aller seiner Schätze machen wollte. Constanze gab ihm ihre Verzweiflung nur durch Seufzer und Thränen zu erkennen. Ich flößte dem Riesen Empfindungen des Mitleids ein, die er bisher noch nicht gekannt hatte. Er gab ihr ein Jahr Bedenkzeit, wenn dieß aber verstrichen ist, setzte er hinzu, so werde ich dich heirathen, du magst wollen oder nicht, und dann deine Hartnäckigkeit mit dem Tode bestrafen. Hierauf stellte er Wachen um den Thurm, Jedermann anzuhalten, und Niemanden zu schonen, der die Frechheit hätte, seine Gefangene sehen oder sprechen zu wollen.

Dieß Jahr ist nun verstrichen, und Constanze ist entschlossen, sich von dem Thurm in das Meer zu stürzen. In diesem Zustande befindet sich deine Geliebte, und das einzige Mittel, das ich zu ihrer Rettung weiß, ist, mit diesem Ringe im Schnabel zu ihr zu fliegen. Sobald sie ihn an den Finger steckt, wird sie in eine Taube verwandelt werden, und ihr könnt euch dann zusammen aus dem Gefängnisse des Riesen retten. — Mit diesen Worten gab ihm die Fee den Ring, und der ungeduldige

Prinz versäumte keinen Augenblick, seine Geliebte wiederzusehen und sie zu befreien.

Wir haben eben gehört, daß sich Constanz in der Verzweiflung die Federn ausgerissen hatte. Die Fee mußte diesen Verlust ersetzen. Sie rieb ihn also über und über mit einer trefflichen Essenz, von der ihm augenblicklich die schönsten, buntesten und glänzendsten Federn wuchsen. Nun schwang er die Flügel, und mit Anbruch des Morgens kam er auf das Dach des Thurms, in welchem seine Geliebte eingeschlossen war. Auf diesem Dache war ein Garten, und in diesem ein Orangen-Baum. Der Prinz ließ sich hier nieder und erwartete mit Ungeduld die Ankunft der Prinzessin. Endlich erschien sie; ein langer schwarzer Schleier bedeckte ihr Gesicht und hing bis auf die Füße herab. Dem Prinzen klopfte das Herz. Sie setzte sich unter dem Orangen-Baume nieder und brach in folgende Worte aus:

„Ich Unglückliche! sagte sie, so sind denn alle die Hoffnungen verschwunden, die ich ein ganzes Jahr lang genährt habe? Der Zeitpunkt ist erschienen, an welchem ich zwischen dem Tode und dem, was noch schlimmer ist, als der Tod, der Hand des Riesen, wählen muß. Ist es möglich, daß mich meine Beschützerin, daß mich Constanz so vergessen haben? Was habe ich ihnen gethan? — Doch es ist nicht mehr Zeit, zu klagen. — Mit diesen Worten stand sie auf, um sich von dem Thurme hinabzustürzen; aber in demselben Augenblick flog Constanz auf sie zu, und ließ den Ring auf ihren Busen fallen. Diese Erscheinung hielt sie zurück. Sie bewunderte das schöne Gefieder des Vogels und den Ring, auf dem sie einige geheimnißvolle Charaktere bemerkte. Jetzt trat der Riese in den Garten. Constanzens Sclavinnen hatten ihm von der Traurigkeit ihrer Gebieterin Nachricht gegeben.

und er kam selbst, ihren Entschluß zu hören, und darnach seine Maßregeln zu ergreifen. Constanze und der Prinz erschracken beide gleich sehr, als sie ihn sahen. Die Prinzessin steckte eilig den Ring an den Finger, und o Wunder! in dem Augenblicke war sie in eine Taube verwandelt und flog mit ihrem Geliebten davon. Ihre Rettung brachte dem Riesen den Untergang. Denn da er seine Schöne davon fliegen sah, wollte er sie zurückhalten, griff fehl, verlor das Gleichgewicht und stürzte Kopfwärts in das Meer, wo er ersoff.

Als die beiden Tauben eine gute Strecke Wegs zurückgelegt hatten, ließen sie sich in einem schattigen Haine nieder, um von ihrer Reise auszuruhen. Constanze wußte noch nicht, daß der Täuber ihr Geliebter war, und dieser beklagte jetzt mehr als je den Verlust der Sprache. Er versuchte es verschiedenemal; er öffnete den Schnabel, und — neues Wunder! seine Zunge wurde gelöst. Hat dir dein Herz noch nicht gesagt, schöne Taube, hob er an, daß dein Constanz an deiner Seite sitzt? — Mein Herz ahndete es, antwortete sie, aber ich wagte es nicht, mir zu viel zu schmeicheln. Wer hätte das jemals gedacht? Ich stand an dem Rande des Grabes, und du kömmst, mich zu retten und mich in das Leben zurückzurufen.

Die Freude des Täubers war unaussprechlich, als er seine geliebte Täubin reden hörte, und sie noch eben so gut, eben so zärtlich als früher fand. Er sagte ihr alles, was ihm die zärtlichste Liebe eingab; er erzählte ihr seine Abenteuer, das Wunder seiner Verwandlung und den Antheil, den die Fee Souveraine an ihren Schicksalen nähme. Constanze freute sich, nach so langer Zeit etwas von ihrer besten Freundin zu hören. Laß uns eilen, sagte sie, ihr unsern Dank zu sagen; sie wird uns

hoffentlich unsere Gestalt wieder geben; und dann können wir vielleicht in dein oder mein Vaterland zurückkehren.

So schwangen sie sich auf und langten in kurzer Zeit bei der Fee, ihrer Wohlthäterin, an. Die Zeit der Gefahr war für Constanzen vorbei, sie hatte ihr sechzehntes Jahr überschritten, und eine Reihe froher Jahre sollten ihr nun, dem Willen des Schicksals gemäß, zu Theil werden. Die Fee berührte die beiden Liebenden nun mit ihrem Zauberstabe; die Federn verschwanden und ihre vorige Gestalt kehrte schöner und glänzender zurück, als vorher. Ihre Thränen, ihre Umarmungen, ihre abgebrochenen Worte wage ich nicht zu beschreiben.

Die Fee bestieg ihr feuerfarbenes Kameel, mit dem sie durch die Lüfte ritt, nahm den Prinzen und seine Schöne mit darauf, und brachte sie nach wenig Minuten wohlbehalten in Constanzens Vaterland. Hier war die Königin, aus Gram über die Abwesenheit ihres Sohnes, den sie für verloren hielt, unter schrecklichen Gewissensbissen gestorben. Desto größer war die Freude des guten Königs, da er seinen geliebten Sohn mit einer so schönen Braut zurückkommen sah. Er hatte natürlicherweise gar nichts mehr gegen die Heirath einzuwenden, nachdem er Constanzens Geburt erfahren hatte. Sie wurde in Kurzem vollzogen. Constanze ging mit ihrem Gemahl in das Königreich der Einöden, wo sie eines langen und vergnügten Lebens genossen. Ihre Liebe dauerte bis an ihren Tod, und kam an Zärtlichkeit und Treue der Liebe der Tauben gleich.

BIBLIOTHEK AUGSBURG

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Braun, J. M.

Bibliothek des Frohsinns, oder 1000 Anekdoten, Witz- und Wortspiele, Travestieen und Parodieen, Epigramme, Räthsel, humoristische Aufsätze und Curiosa aller Art in Prosa u. Versen
Bd.: IX. Sect., 2

Stuttgart 1839

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 537 -IX,2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11259296-7